



Arnold Bittlinger

**OFT AUCH
GEGEN DEN
STROM**

Erinnerungen, Teil 4:

Meine innere Reise

Metanoia-Verlag

Arnold Bittlinger

Oft auch gegen den Strom
Teil 4

Titelbild: Karin Plank-Hauter

3. Auflage 2025

Metanoia-Verlag
www.metanoia-verlag.ch
info@metanoia-verlag.ch

© Bettina Egli Bittlinger
ISBN 978-3-905827-34-7

Arnold Bittlinger

**OFT AUCH
GEGEN DEN
STROM**

Erinnerungen

Teil 4

Meine innere Reise

Metanoia-Verlag

Inhalt

Zur Einstimmung	7
Stationen meiner inneren Reise	9
Die Chakren: Symbole meiner inneren Reise	67
Menschen, die meine innere Reise begleitet haben ..	81
– Carl Gustav Jung	81
– Verena Kast	92
– Alfons Rosenberg	99
– Eduard Schweizer	108
– Gertrud Erni	116
Rückblicke	129
– Drei Wünsche	129
– Angst	136
Bilder und Gedichte	141
– Zwei Bildmeditationen	141
– Gedichte	150
Vorträge und Gedanken	159
– Seelsorge in der Psychiatrie	161
– Das Geschenk der Stille	181
– Tempel im Gehör (zu R.M. Rilke)	182
– Zions Stille	187

Zur Einstimmung

Mit dem vierten Teil meiner Erinnerungen ist es mir anders ergangen als mit den ersten drei Teilen. Während mir die bisherigen Erinnerungsbände leicht in die Feder bzw. in den Kugelschreiber geflossen sind (ich schreibe immer noch von Hand), so dass jedes Jahr (2009/2010/2011) ein Band erscheinen konnte, komme ich mit dem vierten Teil nur recht mühsam voran. Immer wieder wird mein Schreiben durch Krankheit unterbrochen. So war ich in diesem Jahr schon viermal (dreimal notfallmässig) im Spital und war auch nach den jeweiligen Entlassungen körperlich so geschwächt, dass ich nur wenig und nur recht mühsam schreiben konnte.

Da ich jedoch die Veröffentlichung des vierten Bandes meiner Erinnerungen nicht auf die lange Bank schieben will, wage ich es, diesen Band unvollständig zu veröffentlichen – in der Hoffnung, dass ich später (in einem fünften Teil?) das Fehlende ergänzen kann. Es ist mein Wunsch, dass meine Erinnerungen an meine «innere Reise» einige Leserinnen und Leser anregen, über ihre eigene innere Reise nachzudenken.

Wie für die drei bisherigen Bände war mir auch für den vierten Band Impuls und Leitwort die Ermutigung des Psalmsängers: «Vergiss nicht, was Gott dir Gutes getan hat.»

Geschrieben im Klettgau in der Adventszeit 2012

Arnold Bittlinger

Stationen meiner inneren Reise

Eine ökumenische Kapelle

Die ökumenische Begegnungsstätte Nidelbad in Rüschlikon bei Zürich ist die älteste ökumenische Institution der Welt. Ihre Wurzeln reichen bis ins 19. Jahrhundert zurück. Auf dem Gelände dieser Begegnungsstätte steht eine ökumenische Kapelle, in der verschiedene Gottesdiensträume miteinander verbunden sind. Da ist zunächst der Raum der frühchristlichen Hausgemeinde mit einem Familientisch, links daneben der katholische Raum mit einem Hochaltar und Bildern von Heiligen, rechts der evangelische Raum mit einer Kanzel und den Bildern der Reformatoren Martin Luther und Huldreich Zwingli und als Apsis der Raum der Einheit mit einem Fusswaschbecken und dem Bild des himmlischen Jerusalem.

Die Wände der vier Räume sind durchbrochen und dadurch nicht nur miteinander, sondern auch mit der «Vierung» verbunden, in der sich der Thron des erhöhten Christus und ein Symbol der Trinität befinden.

Die Räume der Nidelbadkapelle sind für mich nicht nur ein Symbol für den Weg der Kirche durch die Geschichte, sondern sie sind auch Symbol für das Unterwegssein der Christinnen und Christen vom kindlichen Glauben bis hin zu einem reifen Christsein und zu der Erfahrung des Einswerdens mit Gott und mit seiner Schöpfung.

Die Räume der Nidelbadkapelle sind somit für mich Stationen meiner äusseren und inneren Lebensreise.

Solange wir auf Erden leben, sind wir unterwegs – und zwar in einer dreifachen Weise: physisch, psychisch und spirituell.

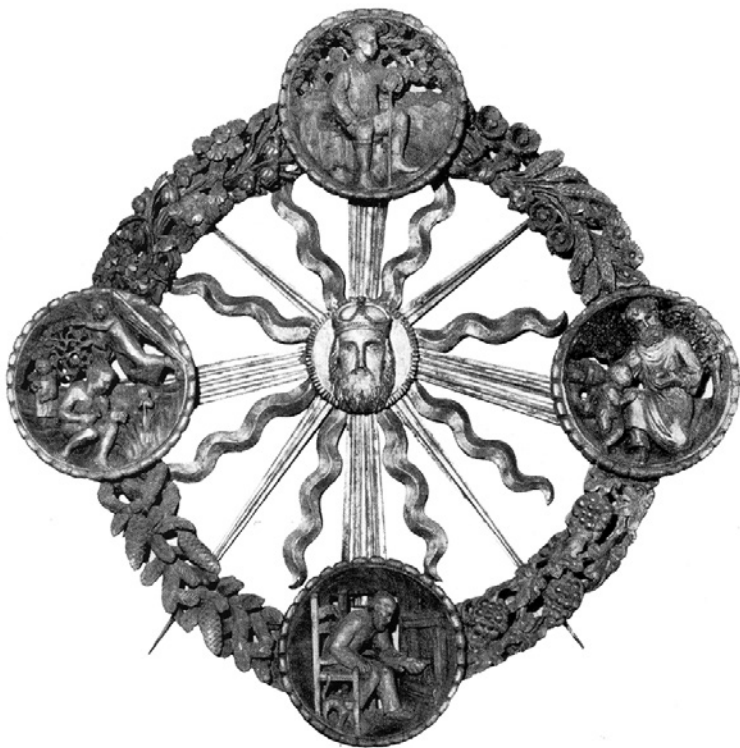
Die *physische* oder leibliche Ebene ist in der Nidelbadkapelle dargestellt durch das Lebensrad (siehe folgende Seite).

Unsere Lebensreise beginnt mit der Kindheit (links), dann werden wir Heranwachsende (oben), später Erwachsene (rechts) und schliesslich werden wir alt (unten).

In diesem Lebensrad sind diese vier Phasen verbunden mit den vier Jahreszeiten: Frühling (Blumen), Sommer (Ähren), Herbst (Weintrauben) und Winter (Tannzapfen).

Auf der physischen Ebene geht es um die *äussere* Lebensreise. Sie verläuft linear von der Geburt bis zum Tod.

Auf der psychischen Ebene geht es um die *innere* Lebensreise. Sie verläuft nicht linear, sondern spiralförmig, das heisst, wir können immer wieder den selben



Problemen und Aufgaben begegnen, aber in der Regel auf einer jeweils anderen Stufe. Der psychische Weg ist nicht deckungsgleich mit dem physischen Weg. Er kann es gelegentlich sein, aber er kann auch ganz anders verlaufen.

Auf der psychischen Ebene geht es darum, dass wir zu dem werden, was wir unserem Wesen nach sind.

Gott hat jeden Menschen als ein einmaliges unwiederholbares Original geschaffen. So wenig wie an einem Baum zwei Blätter jemals völlig gleich sind, so

wenig sind zwei Menschen jemals völlig gleich. Jeder Mensch ist ein Original, ein Individuum.

Marie-Luise von Franz, die wichtigste Mitarbeiterin von C. G. Jung, hat den psychischen Wachstumsprozess einmal mit dem Wachsen einer Bergföhre verglichen.



Sie schreibt: «Man könnte es sich so vorstellen: In jedem Samen einer Bergföhre ist das Bild einer Bergföhre mit allen ihren Möglichkeiten gleichsam schon angelegt. Aber jeder wirkliche Föhrensamen fällt zu einer

bestimmten Zeit an einen bestimmten Ort, und da sind spezielle Umstände vorhanden wie Erdbeschaffenheit, Steine, Neigung und Windlage des Hanges und Zeit der Sonnenbestrahlung. Das ganzheitliche Wesen der Föhre reagiert auf diese Umstände, zum Beispiel durch krummes Wachsen, Ausweichen vom Stein, Hinneigung zur Sonne. Und so kommt dann jene einmalige, nicht wiederholbare, einzelne Föhre allmählich zustande, welche die einzig wirkliche ist, denn «die Föhre an sich» ist ja nur eine Möglichkeit oder eine Idee.

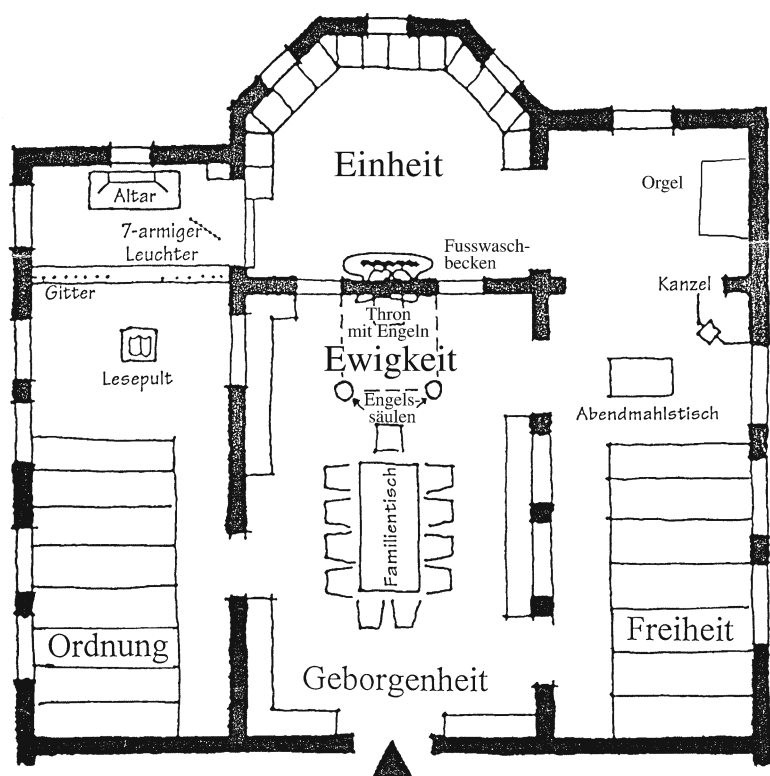
Dieses Wachstum des Einzelnen, Einmaligen ist das, was C.G. Jung beim Menschen als Individuationsprozess bezeichnet.»

Auf der *spirituellen* oder geistlichen Ebene geht es weder um unsere äussere noch um unsere innere Lebensreise, sondern es geht um die Begegnung mit der jenseitigen, transzendenten Wirklichkeit. Es geht um die Begegnung mit Gott. Spirituelle Erfahrungen verlaufen weder linear noch spiralförmig, sondern sie sind unvorhersehbar und unberechenbar.

Von spirituellen Erfahrungen sagt Jesus im Johannes-evangelium: «Der Geist weht, wo er will. Du hörst zwar seine Stimme, aber du weisst nicht, woher er kommt und wohin er führt.» (Joh 3,8)

Spirituelle Erfahrungen sind jedoch nicht «abgehoben», sondern beeinflussen unser ganzes Leben. Beim Thema «Spiritualität» geht es deshalb nicht nur um die «geistliche» Dimension, sondern immer auch um die physische und psychische Ebene.

Die verschiedenen Ebenen können wir uns veranschaulichen an den vier Räumen der Nidelbadkapelle:



Die Nidelbadkapelle ist ein Symbol und deshalb vieldeutig. Ein Symbol hat immer einen Bedeutungsüberschuss. Man kann nie sagen: Ein Symbol bedeutet dies oder das – es bedeutet immer noch etwas ganz anderes.

Während die Nidelbadgemeinschaft die vier Räume als Räume der Familie, der Kirche, der Gemeinde und der Bruderschaft deutet, erschliessen sich mir diese vier

Räume als Räume der Geborgenheit, der Ordnung, der Freiheit und der Einheit.

Ich sehe in diesen vier Räumen Symbole für Phasen unseres inneren Weges, bei dem wir, um mit Hermann Hesse zu reden, «Raum um Raum durchschreiten». Die Vierung ist der gemeinsame Mittelpunkt der vier Räume. Sie ist für mich der Raum der Ewigkeit.

Wir wollen jetzt miteinander diese Räume durchschreiten.



Der erste Raum: Raum der Geborgenheit

Dieser Raum entspricht auf der physischen Ebene der Kindheit. Er ist Symbol der Symbiose oder, wie C.G. Jung es ausdrückt, des «ursprünglichen Identitäts-

zustandes». In der Bildersprache der Bibel ist es der Zustand des Paradieses, in dem Menschen, Tiere, Pflanzen und Mineralien in einer grossen Gemeinschaft mit Gott leben. Im Raum der Geborgenheit ist Gott der treusorgende Vater und die liebende Mutter.

Für mich ist der 23. Psalm Ausdruck dieser Geborgenheit:

*Der ewige Gott ist mein Hirte,
mir mangelt nichts.*

*Auf grünen Auen lässt er mich lagern.
Zur Ruhstatt am Wasser führet er mich,
er erquickt meine Seele.*

*Er führt mich auf rechter Strasse
um seines Namens willen.*

*Und ob ich schon wanderte
im finsternen Tal
ich fürchte kein Unglück,
denn Du bist bei mir,
Dein Stecken und Stab
trösten mich.*

*Du bereitest vor mir einen Tisch
im Angesicht meiner Feinde.*

*Du salbst mein Haupt mit Öl
und schenkst mir voll ein.*

*Gutes und Barmherzigkeit
werden mir folgen mein Leben lang
und ich werde bleiben
im Haus des ewigen Gottes
immerdar.*

Zunächst begegnete mir dieser Psalm in seiner kindlichen Fassung:

*Weil ich Jesu Schäflein bin
freu ich mich nur immerhin
über meinen guten Hirten
der mich wohl weiss zu bewirten
der mich liebhat, der mich kennt
und bei meinem Namen nennt ...*

In der Phase der Geborgenheit begegnete ich dem väterlichen «lieben» Gott und dem mütterlichen «lieben» Heiland, bei dem ich – wie ein Kücken unter den Flügeln der Henne – geborgen bin.

Allabendlich betete meine Mutter mit uns Kindern den Vers von Paul Gerhardt:

*Breit aus die Flügel beide,
o Jesu meine Freude
und nimm dein Küchlein ein.
Will Satan mich verschlingen,
so lass die Engel singen:
«Dies Kind soll unverletzt sein.»*

Nicht alle Menschen erleben diesen lieben Gott und den Raum der Geborgenheit, sondern manche erleben Gott als einen grausamen Dämon.

So erzählt zum Beispiel der holländische Autor Maarten 't Hart in seinem Bestseller «Das Wüten der ganzen Welt», dass er von Kind an Angst vor Gott hat-

te, weil er – aufgrund eines missverstandenen Bibelverses – ständig meinte, dass Gott ihn aus dem Hintergrund überfallen und töten wolle.

Andere fürchten Gott als den strengen Richter, der jeden Gedanken, jedes Wort und jede Tat genau registriert und dann entsprechend bestraft – im Sinne des Kinderliedes:

*Pass auf, kleines Auge, was du siehst,
pass auf kleines Ohr, was du hörst,
pass auf kleine Hand, was du tust,
denn der Vater in dem Himmel schaut herab auf dich –
drum pass auf...!*

Ein ähnlich falsches Gottesbild begegnet uns auch im Märchen «Gott Überall» von Ludwig Bechstein. In diesem Märchen geht es um Görgel, einen Knaben, der in der Abwesenheit seiner Eltern Hunger verspürt und naschen will. Er will von dem Rahm essen, den seine Mutter im Keller aufbewahrt hat. Bechstein schreibt:

«Görgel fing an, von dem Rahm zu essen. Doch wie er im besten Lecken und Schlecken war, rollte ein mächtiger Donner über ihn und der Blitz zuckte durch die Mauerspalte, sodass es ganz hell und feurig im Keller war. Ein Mann stieg aus der Ecke des Kellers, schritt auf Görgel zu und setzte sich ihm gerade gegenüber: Er hatte zwei feurige Augen, mit denen er fort und fort nach dem Rahmtöpfchen funkelte, sodass der Görgel vor Angst keinen Finger regen konnte und dass er ganz still sitzen bleiben musste.»

Das Märchen erzählt weiter, dass die Eltern zurückkommen, Görgel suchen und ihn schliesslich im Keller entdecken: «Sie machten die Kellertür auf und, siehe da, da sass Görgel noch ganz starr, den Rahmtopf in der Hand. So wie er das Geräusch hörte und seine Mutter



sah, erschrak er heftig und fuhr zusammen und weinte. Die Mutter nahm ihm den halb geleerten Rahmtopf aus den Händen, führte ihn heraus aus dem Keller und gab ihm seine wohlverdienten Schläge. Der Görgel aber hat sein ganzes Leben nicht mehr wieder genascht. Und wenn später manchmal jemand ihn zu Bösem verleiten wollte, sagte er immer: «Ich tu's nicht, ich gehe nicht mit, der Gott Überall sieht es. Gott behüte mich!» Und er ist ein durchaus redlicher und braver Mann geworden.»

Das Kinderlied «Pass auf ...» und das Kunstmärchen von Ludwig Bechstein vermitteln ein falsches Gottesbild. Solche falschen Gottesbilder gilt es *loszulassen*. Das

ist jedoch nicht so einfach, denn ich kann ein falsches Gottesbild erst loslassen, wenn es überwunden ist. Und wie kann es überwunden werden?

Da können manche Volksmärchen hilfreich sein, denn Kinder identifizieren sich mit der Märchenheldin oder dem Märchenhelden.

Zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen gehört meine Märchen erzählende Mutter, die uns vier Kinder allabendlich um sich versammelte und uns aus einem dicken Buch ein Grimm'sches Märchen vorlas. Besonders liebte ich das Märchen «Der Wolf und die sieben jungen Geisslein» mit den dazugehörigen Bildern von Ludwig Richter. Natürlich war ich das Geisslein, das sich im Uhrenkasten versteckt hatte und das der böse Wolf nicht fand.

Ganz selbstverständlich verband sich in meiner Seele die Bewahrung vor dem Wolf (und die Befreiung meiner Geschwister aus dem Wolfsbauch!) mit dem Vers: «Will Satan mich verschlingen, so lass die Englein singen: Dies Kind soll unverletzt sein.»

Und ebenso selbstverständlich verband sich die findige rettende Geissen-Mutter in meiner Seele nicht nur mit meiner Mutter, sondern auch mit dem findigen, rettenden mütterlichen Gott, von dem es in einem Liedvers – ebenfalls von Paul Gerhardt – heisst: «Er weiss viel tausend Weisen zu retten aus der Not.»

Auch in anderen Volksmärchen begegnete mir der «Raum der Geborgenheit». So erlebt zum Beispiel das verstossene und vom Tod bedrohte Schneewittchen

Geborgenheit im Haus der Zwerge und in der Liebe des Königssohnes. Und so wird die bedrohliche «Stiefmutter» überwunden.

In manchen Märchen handeln die Bedrohten selber. So zum Beispiel im Märchen «Das Mädchen ohne Hände». Da läuft das Mädchen dem Vater, der ihm die Hände abgehackt hat, davon und sagt «hier kann ich nicht bleiben». Das Mädchen sagt *nein* zu der Situation, die Leben verunmöglicht. Es findet dann schliesslich Geborgenheit bei Gott und seinen Engeln.

In «Hänsel und Gretel» ergreift Gretel die Initiative und befreit sich und ihren Bruder mit Hilfe einer List von der verschlingenden Hexe.

Dass die bösen Gestalten im Märchen ausgeschaltet und vernichtet werden, ist ganz wichtig. Es bedeutet die Befreiung von einem bedrohlichen Gottesbild.

So erzählte einmal ein Lehrer in einer Primarschulklasse das Märchen vom Schneewittchen. Er liess dabei den nach seiner Meinung grausamen Schluss weg, in dem die böse Königin in glühenden Pantoffeln tanzen muss, bis sie verbrennt. Da meldete sich ein Kind und sagt: «Und was ist mit der bösen Stiefmutter? Ich habe Angst, dass sie wiederkommt.»

Wenn Kinder sich mit den Märchenheldinnen und Märchenhelden identifizieren, dann wachsen in ihnen positive Gegen-Erfahrungen, die falsche Gottesbilder überwinden können.

Zu *bewahren* dagegen gilt es das zum Raum der Geborgenheit gehörende Gottesbild – als Erwachsene zwar nicht mehr in der kindlichen Gestalt des Liedes «Weil ich Jesu Schäflein bin», aber in der Gestalt des 23. Psalms, dem Urgestein der Geborgenheit. Ich habe es mehrmals erlebt, dass Menschen bis in die Todesstunde hinein durch diesen Psalm Geborgenheit in Gott erfahren haben.

Als Student hatte ich ein eindrückliches Erlebnis. Ich studierte damals an der kirchlichen Hochschule in Bethel bei Bielefeld. Diese Hochschule ist eingebettet in psychiatrische Kliniken. In einer dieser Kliniken war ein 12-jähriges dementes Mädchen, das im Bett lag und nie ein Wort sprach. Die pflegenden Schwestern haben jedoch oft mit ihm gebetet und gesungen. Als dieses Mädchen im Sterben lag, öffnete es plötzlich den Mund und sagte klar und deutlich:

*Gott ist die Liebe, lässt mich erlösen,
Gott ist die Liebe, er liebt auch mich.*

Mit diesen Worten auf den Lippen ist das Mädchen gestorben.

Dass ich in meiner frühen Kindheit in einem Raum der Geborgenheit aufgewachsen bin, ist für mich ein bleibender Grund zur Dankbarkeit. Aus der Tiefe meiner Seele taucht – verbunden mit einem Glücksgefühl – immer wieder der Vers auf, den ich einmal gelesen habe:

*Dass Du die Kindheit mir
in helles Licht getaucht
mein Gott ich danke Dir.*

Bis heute bete ich allmorgendlich den 23. Psalm in seiner hebräischen Ursprache. Dieser Psalm begleitet mich dann durch den Tag und ich erfahre beglückt «ata imadi» – Du bist bei mir.

Der zweite Raum: Raum der Ordnung

Auf der körperlichen Ebene symbolisiert der Raum der Ordnung die Zeit der Pubertät. Die Phase des Übergangs von der Kindheit zum Erwachsenenalter ist eine schwierige Zeit, in der körperlich vieles im Umbruch ist.

Auf der psychischen Ebene geht es in dieser Phase um die Auseinandersetzung mit den Kräften des Unbewussten. Aus der Tiefe steigen Schattengestalten auf – verbunden mit starken Emotionen und Aggressionen. Es ist eine Zeit der Rebellion, die bis hin zu einer «Null-Bock»-Mentalität und zu Jugendkriminalität führen kann. Bei den Naturvölkern werden diese Kräfte durch strenge Rituale gebändigt. Dort, wo diese Rituale ihre Kraft verloren haben, entsteht häufig Chaos. Während in der indischen Religiosität das Symboltier für die Phase der Geborgenheit der mütterliche Elefant ist, wird die Phase der aufbrechenden Ängste und

Aggressionen durch das bedrohliche Meeresungeheuer Makara symbolisiert, das dem biblischen Leviatan, einem Wasser-Drachen entspricht. Als Schutz vor diesen bedrohlichen Kräften aus dem Unbewussten sind Rituale wichtig. In dieser Phase lernen wir auch, uns einzuordnen und unterzuordnen, zum Beispiel in der Schule, bei den Pfadfindern, in der Lehrzeit, beim Militär oder sonstwo.

Auf der religiösen Ebene geht es um Gebote und Ordnungen. Für manche bedeutete dies ein geordnetes Beten, regelmässiges Bibellesen, regelmässiger Gottesdienstbesuch und Übernahme diakonischer Pflichten.

Schon von den ersten Christen heisst es: «Sie hielten hartnäckig fest an der Apostellehre, an der Gemeinschaft, am Brotbrechen und am Gebet.»

In der Nidelbadkapelle betont der siebenarmige Leuchter im Raum der Ordnung die Verbundenheit mit dem Judentum und seinen Geboten (z.B. den Zehn Geboten).

Das Gitter im Raum der Ordnung ist ein Hinweis auf die Ämter-Ordnung. Hinter der Schranke ist der Platz des Priesters. Das Gitter macht deutlich, dass jeder Mensch seinen Platz und seine Aufgabe im Bereich der Kirche hat.

Fehlentwicklungen entstehen dort, wo Ämter und Gebote überbetont werden, wo aus dem dienenden Amt ein herrschendes und unterdrückendes wird und wo aus den hilfreichen Geboten und Ordnungen eine schwer zu ertragende Last wird.



Ich habe viele Jahre lang in der Oxford-Gruppen-Bewegung mitgearbeitet, in der vier «absolute» Gebote galten: Das Gebot der absoluten Wahrhaftigkeit, der absoluten Reinheit, der absoluten Selbstlosigkeit und der absoluten Liebe. Jede Übertretung musste gebeichtet werden. Dadurch geriet ich in einen Beichtzwang mit entsprechenden Demütigungen. Ein Slogan in dieser Bewegung lautete: «Ein Christ muss so klein werden, dass er aufrecht unterm Teppich hindurch gehen kann.»

Verstärkt wurde die Übermacht der «Gebote» durch meinen Vater, der von mir absoluten Gehorsam verlangte, bis hin zu dem Ausspruch: «Lieber einen toten Sohn als einen ungehorsamen.» Wenn ich etwas gesagt oder getan habe, was nach seiner Meinung «ungehorsam» und dadurch eine «Sünde» war, dann sprach er

so lange kein Wort mit mir, bis ich mich bei ihm entschuldigte. Solche «Entschuldigungen» waren für mich jeweils ein «Gang nach Canossa» und fast genau so demütigend wie das Beichten in der «Oxford-Gruppe».

Solche Fehlentwicklungen gilt es *loszulassen*. Aber das ist auch hier nicht ganz einfach. Ein Beispiel: Bei einer Tagung meinte ein etwa 40-jähriger Mann: «Wenn ich nicht mehr nach den ‹Absoluten› lebe und auch nicht mehr beichte, dann bellt in mir der Gesetzhund.» Das heisst, jener Mann fühlte sich bedroht vom strafenden Gott, der durch die strenge Gesetzmoral in seinem Unbewussten konstelliert worden ist.

Diese Gesetzlichkeit loszulassen ist in der Regel nur möglich, wenn wir entsprechende Gegenerfahrungen machen – nämlich die Erfahrung, dass Gott nicht zuschlägt, wenn wir das tun, was nach unserer Moralvorstellung «Sünde» ist, sondern erleben, dass das, was wir oder andere als «Sünde» bezeichnen, eine Tür zu einem ganzheitlichen Leben sein kann.

Ja, es gilt das, was einengt und unfrei macht, loszulassen. Darum geht es im nächsten Raum.

Bevor wir jedoch in den «Raum der Freiheit» weiter-schreiten, gilt es zu fragen, welche Schätze der Raum der Ordnung birgt, die es nicht nur zu *bewahren*, sondern auch lebenslang zu entdecken gilt. Ich kann diese Frage nur persönlich beantworten. Für mich beginnt der Tag mit der Lektüre der Herrenhuter »Losungen«. Und zwar lese ich die Losungen in den biblischen Ursprachen Hebräisch und Griechisch und ausserdem

auf Französisch. Warum auf Französisch? Abgesehen von der Tatsache, dass ich leidenschaftlich gern Französisch lese, gefällt es mir nicht, wenn in den meisten deutschen Bibeln und somit auch in den «Losungen» der ewige Gott (hebräisch Jahwe) als «Herr» bezeichnet wird. Für mich ist Gott weder ein «Herr» noch eine «Dame», sondern er steht als «der Ewige» (französisch «l'Éternel») *über* «Mann» und «Frau».

Und so beginne ich auch den 23. Psalm – wenn irgend möglich – nicht mit den Worten «Der *Herr* ist mein Hirte», sondern mit «Der *ewige Gott* ist mein Hirte». Wenn ich sage «wenn irgend möglich», dann heisst das, dass ich mit Sterbenden den 23. Psalm so bete, wie er ihnen von Kindheit an vertraut ist und wie sie ihn mitbeten können. Auch den aaronitischen Segen spreche ich nicht mit den Worten «Der *Herr* segnet dich...», sondern «Der *ewige Gott* segnet dich...».

Zum «Raum der Ordnung» gehört für mich auch der regelmässige Gottesdienstbesuch. In den 60er-Jahren des vorigen Jahrhunderts, in denen ich Leiter eines gesamtkirchlichen Amtes war, haben wir in unserer Arbeitsgemeinschaft einen Slogan entworfen, der in ganz Deutschland (sowohl in der BRD als auch in der damaligen DDR) als Plakat an den evangelischen Kirchen angebracht wurde. Er lautete: «Der Kirchgang macht den Sonntag erst zum Feiertag.»

Dieser Slogan sitzt mir heute noch in den Knochen und motiviert mich, sonntags wenn irgend möglich einen Gottesdienst zu besuchen.

Auch die Charismen und die Ordnungen der Dienste sind für mich bleibend bedeutsam. Mit diesem Thema habe ich mich drei Jahrzehnte lang theoretisch und praktisch befasst und dazu zahlreiche Arbeiten veröffentlicht. Mein Buch «Im Kraftfeld des Heiligen Geistes», hat – in mehrere Sprachen übersetzt – weltweite Verbreitung gefunden. Es hat vielen Menschen geholfen, die dynamische Schönheit des «Raumes der Ordnung» zu entdecken.

Bis heute ist mir der Vers aus dem 1. Petrusbrief wichtig: «Dienet einander, jeder mit der Gabe, die er empfangen hat».

Zu *bewahren* gilt es also die Freude an der Bibel, an festlichen Gottesdiensten, an schönen Ordnungen und an hilfreichen Ritualen. Zu *bewahren* gilt es all das, was uns *froh und frei* macht. Loszulassen gilt es alles, was uns *unfrei* macht.

Das führt uns in den dritten Raum – in den Raum der Freiheit.

Der dritte Raum: Raum der Freiheit

Auf der körperlichen Ebene symbolisiert dieser Raum das Erwachsenenalter. Die äussere Wegsuche ist vorbei. Wir haben unseren Platz in der Gesellschaft und im Beruf gefunden. Vielleicht haben wir eine Familie gegründet und die Kinder sind aus dem Gröbsten heraus.



Auf der psychischen Ebene stehen wir *über* der Auseinandersetzung mit den Kräften des Unbewussten. Die chaotischen Kräfte des Unbewussten sind zwar noch da, aber sie beherrschen uns nicht mehr. Wir haben zwar noch Emotionen, aber die Emotionen haben uns nicht mehr.

C.G. Jung bezeichnet diesen Zustand als ein «Stehen *über* dem Talgewitter». Das Gewitter tobt zwar noch, aber wir stehen darüber. Wir sind nicht mehr abhängig von dem, was die anderen meinen. Wir sind nicht mehr Sklaven von Gesetzen und Geboten, sondern wir lauschen auf unsere innere Stimme, die wir mehr und mehr als die Stimme Gottes erkennen und von falschen Stimmen unterscheiden lernen.

Wir erleben nicht mehr den strafenden Gott, sondern den Gott der Gnade, den Gott des froh machen-

den Schenkens, den Gott, der uns «zur Freiheit befreit» (Gal. 5,1) hat.

In der Nidelbadkapelle wird diese Erfahrung durch den Raum der Freiheit symbolisiert.

Für mich begann die Entdeckung der «Freiheit» im Sommersemester 1949. Ich hörte damals an der Universität Mainz eine überaus gründliche Vorlesung von Ernst Käsemann über den Römerbrief (sechs Stunden pro Woche!). Als Ergänzung zu dieser Vorlesung habe ich den Römerbrief-Kommentar des amerikanischen Theologen A.E. Knoch übersetzt. Eine Aussage in diesem Kommentar traf mich wie ein Befreiungsschlag. Zur Frage des Apostels Paulus in Römer 6,1, «Sollen wir in der Sünde beharren, damit die Gnade umso mächtiger werde?», fragt A.E. Knoch: «Wird die Gnade tatsächlich grösser, wenn wir in der Sünde beharren?» Und er antwortet: «Ja, die Gnade wird grösser!» Und dann macht er deutlich, dass die Befreiung von der Sünde nicht durch Strafandrohung ermöglicht wird, sondern durch die überwältigende Gnade Gottes.

Vertieft wurde dieser «Befreiungsschlag» durch das (in Band 2 meiner «Erinnerungen» erwähnte) drastische Bild des baltischen Exegeten Hellmuth Frey vom «Bambendäbbich der Jnade Joddes» («Bombenteppich der Gnade Gottes»).

Der eigentliche Durchbruch geschah jedoch durch die Begegnung mit der Tiefenpsychologie. Während meines Studiums in Mainz und später bei Besuchen in

Stuttgart und bei einer gemeinsamen Reise nach Schweden führte ich zahlreiche Gespräche mit meinem Studienfreund Rudi Affemann, der sich intensiv mit Sigmund Freud befasste und sich dadurch allmählich von seiner evangelikal-pietistischen Enge befreite. In diesen Gesprächen ging es vor allem um die Frage «Was ist Sünde?» und um die Frage «Inwieweit sind Gesetze und Gebote Hindernisse auf dem Weg zur Selbstwerdung?» Es ging um das Erleben einer echten Freiheit, die weder «gesetzlich» noch «gesetzlos» ist. Darüber habe ich später einen Aufsatz geschrieben mit dem Titel «Die Bedeutung der biblischen Normen in einer säkularisierten Welt» (abgedruckt in meinem Buch «Biblische Seelsorge»).

In der Hindu-Religiosität wird die Phase der Freiheit durch die Antilope symbolisiert. Eine fliehende Antilope kann bis zu zehn Meter weit springen – sie ist fast ein fliegendes Tier, aber sie berührt immer wieder den Boden.

Das gilt auch für den Raum der Freiheit, in dem die Gefahr des Abhebens in eine Rosa-Wolken-Esoterik besteht. Wichtig ist, dass wir mit unseren Füßen immer wieder auf dem Boden landen und dass wir – wie die Antilope – dort hauptsächlich leben, auch wenn wir uns manchmal über die Erde erheben und vor Freude Luftsprünge machen.

Auch im Raum der Freiheit gibt es Fehlentwicklung. Schon in der frühen Christenheit meinten einige Christen: «Wenn die Gnade Gottes so gross ist, dann können

wir ja weiterhin sündigen, dann wird die Gnade noch grösser!» (Röm 6,1)

Ja, die Gnade hört nicht auf, wenn wir sündigen – sie wird «grösser», das ist die frohe Botschaft. Aber die Schlussfolgerung ist falsch. Wer nämlich Gnade als frohmachendes Schenken Gottes, als Befreiung zu einer neuen Lebensqualität erlebt, der verliert die Lust am «Sündigen», das heisst an einem Fehlverhalten, mit dem wir unser Leben zerstören.

Ein ähnliches Missverständnis hatten korinthische Christen. Sie meinten: «Wenn wir in der Freiheit leben, dann ist alles erlaubt.» (1. Kor 6,12) Paulus erwidert ihnen: «Das stimmt – aber nicht alles ist nützlich, nicht alles dient dem Heilwerden (= dem Ganzwerden).»

Ja, alles ist erlaubt, aber ich darf mich nicht beherrschen lassen, sonst verliere ich nämlich die Freiheit, und aus dem, was «erlaubt» ist, wird etwas, was mich erneut versklavt.

Solche Fehlentwicklungen gilt es *loszulassen*. Aber wie? Indem wir – wie oben erwähnt – lernen, auf die Stimme Gottes in unserem Inneren zu lauschen. Aber hier beginnt ein Problem, denn es gibt zwei Stimmen in unserem Inneren.

Die eine Stimme will zur Ganzheit führen: Das ist die Stimme Gottes – eine *symbolische* Stimme, die vereint.

Die andere Stimme will zur Spaltung führen: Das ist die Stimme des Widersachers – eine *diabolische* Stimme, die spaltet.

Und wie können wir diese beiden Stimmen unterscheiden?

Der «Hirte des Hermas», ein frühchristlicher Autor, meint: «Der Verführer steigt mit gewaltigen Emotionen aus unserem Unbewussten auf. Die Stimme Gottes dagegen steigt ruhig aus dem Herzen auf. Sie tippt unsere Seele nur leise an, sodass wir es lernen können, auf sie zu lauschen.»

Es gilt ausserdem: Gott führt uns in die Freiheit auch auf die Gefahr hin, dass wir stolpern. Der Verführer dagegen führt uns in die Abhängigkeit.

Ein weiteres Kriterium: Gott weist uns den angemessenen Platz im Schöpfungsganzen an. Der Verführer dagegen bläst unser Ego auf bis zum Erlöserkomplex oder er drückt es nieder bis zum Minderwertigkeitskomplex.

Diese Fehlentwicklungen gilt es *loszulassen*.

Zu *bewahren* gilt es die wunderbare Freiheit und das Einüben in das Lauschen auf die Stimme Gottes in unserem Inneren.

Der vierte Raum: Raum der Einheit

Auf der körperlichen Ebene ist dies die Phase der Reife und des Alters. Vieles ist zur Ruhe gekommen, vieles ist nicht mehr möglich – aber auch nicht mehr nötig.

Einheit gibt es nur, wo «Liebe» ist. Der Raum der Einheit ist deshalb ein Raum der Liebe, insbesonde-

re der Nächstenliebe – symbolisiert durch das «Fusswaschbecken».

Keine Phase darf übersprungen werden. Nur wenn ich Geborgenheit erfahren habe, kann ich Gebote und Ordnungen bejahen – ohne Geborgenheitserfahrung wird Gehorsam zur Sklaverei.

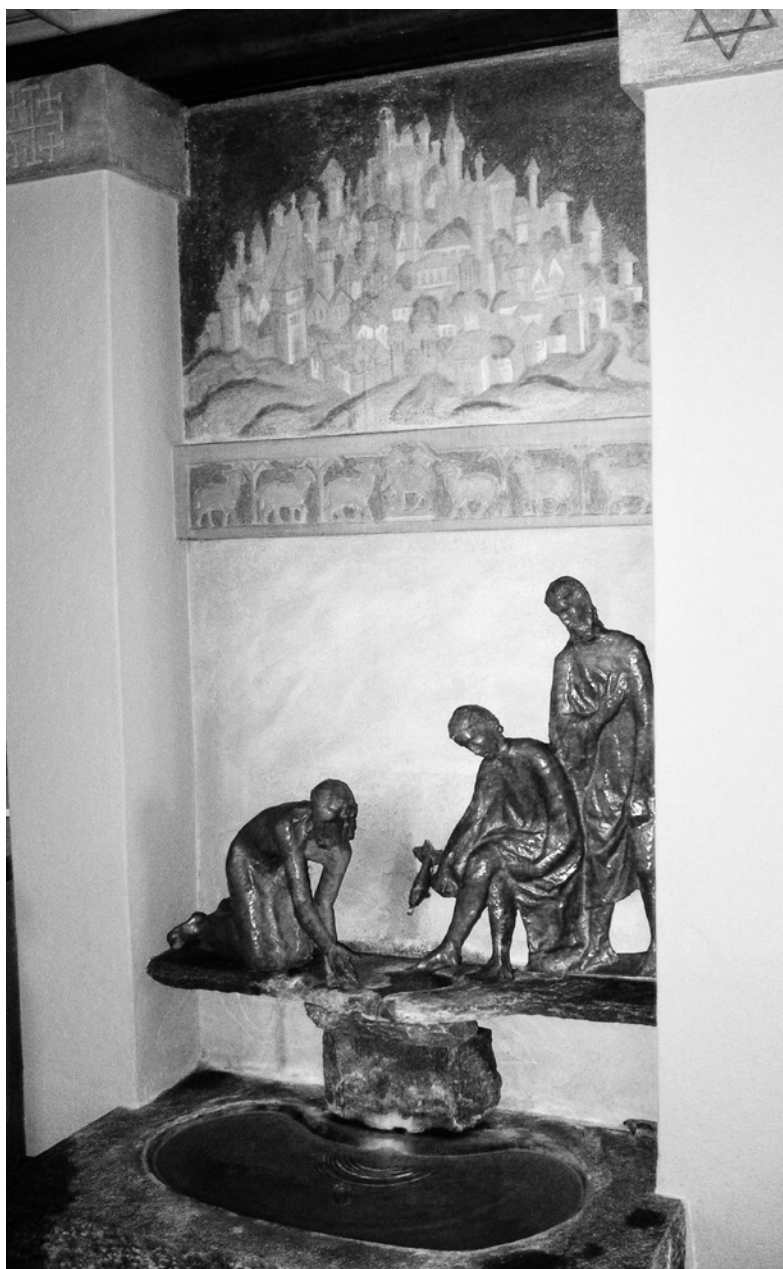
Nur wenn ich gelernt habe, mich einzuordnen und unterzuordnen, kann ich die Freiheit erfahren. Ohne die Erfahrung der Ordnung wird die Freiheit zur Zügellosigkeit.

Nur wenn ich Freiheit erfahren habe, kann ich dem Nächsten in Liebe dienen. Wenn das Dienen nur aus Pflichtgefühl und Gehorsam geschieht und nicht aus der Freiheit, wird der Dienst zum Krampf.

Symbol der Einheit ist das himmlische Jerusalem. Das himmlische Jerusalem ist eine differenzierte Einheit. Es ist keine Gleichmacherei, sondern ein Miteinander von unterschiedlichen Menschen, die ihre Begabungen und Schätze mit einbringen: «Die Kostbarkeiten und Schätze der Völker werden eingebracht», heisst es in der Johannes-Offenbarung (21,26). Im himmlischen Jerusalem werden nicht nur die Erlösten des alten Bundes und nicht nur die christlichen Völker «spazieren gehen» (so wörtlich Offb 21,24), sondern auch die Menschen, die zu den «Heidenvölkern» gehören.

Diese Tatsache wird durch eine Vision unterstrichen, die eine Frau während eines ökumenischen Gottesdienstes hatte.

Jene Frau sah vor sich den Erdball und darin verwurzelt ein grosses Kreuz. Am oberen Ende des Längs-



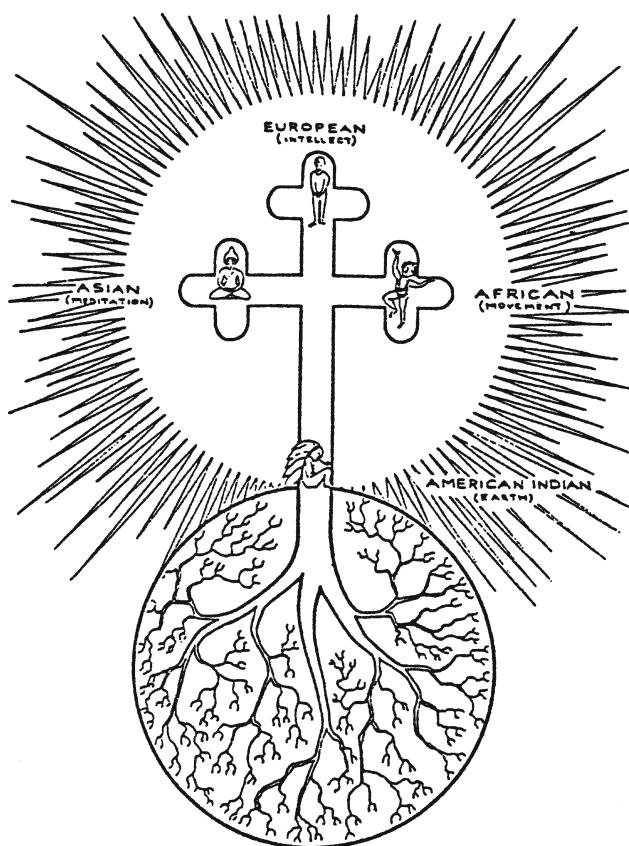
balkens sah sie einen Europäer mit hoch entwickeltem Intellekt. Am rechten Ende des Querbalkens sah sie einen Afrikaner in rhythmischen Tanzbewegungen, am linken Ende des Querbalkens sah sie einen Asiaten in tiefer schweigender Meditation. Und unten am Längsbalken, dort wo das Kreuz in die Erde übergeht, sass ein Indianer, der fest mit der Erde verbunden war. Das Kreuz selber mitsamt den Wurzeln, die die ganze Erde durchdringen, war Christus.¹

Jene Frau hat diese Vision anschliessend gezeichnet (siehe folgende Seite).

Als jene Frau diese Vision im Anschluss an den Gottesdienst erzählte, herrschte Betroffenheit unter den Gottesdienstteilnehmern. Einige wehrten sich dagegen. Andere ahnten jedoch beglückt, dass hier eine grössere Ökumene sichtbar wird, bei der es nicht nur um die Einheit der Christen, sondern um das Miteinander aller Menschen geht. Es ist eine Vision des kosmischen Christus, der die ganze Erde heilend durchdringt.

Staunend erleben wir, dass diese Vision sich heute zu erfüllen beginnt und dass selbst in einigen protestantischen Kirchen, die so lange Kirchen des (häufig intellektualistisch missverstandenen) «Wortes» waren, rhythmische Tänze Eingang finden und dort

1 Diese Vision habe ich im 3. Teil meiner «Erinnerungen» kurz erwähnt und abgebildet. Hier folgt eine ausführliche Beschreibung und eine etwas grössere Abbildung.



Meditationszentren entstehen. Staunend erleben wir, dass die Erde neu ernst genommen wird und dass immer mehr Menschen entdecken, dass nicht nur Menschen und Tiere, sondern auch Pflanzen und Steine unsere Weggefährten sind, die uns hilfreich auf unserer Erdenwanderung begleiten zur gegenseitigen Bereicherung, Ergänzung und Korrektur. Ein grosses, weltweites Umdenken scheint sich heute anzubahnen.

Und worin könnte dieses Umdenken für uns Europäer bestehen? Es könnte z.B. darin bestehen, dass wir den Indianer in uns entdecken und mit ihm die Lebendigkeit des Regenwaldes und das Singen der Vögel; dass wir den Afrikaner in uns entdecken und mit ihm den Rhythmus und Tanz; dass wir den Asiaten in uns entdecken und mit ihm die Stille und die Meditation. Indem wir uns selbst so vom Heiligen Geist erneuern und zur Ganzheit führen lassen, wird ein winziges Stück Schöpfung heil. Und wenn viele sich so vom Heiligen Geist führen lassen, entsteht ein Netzwerk über die ganze Erde. Ein Netzwerk, das schliesslich die Erneuerung der Schöpfung bewirkt.

Der lateinamerikanische Priesterdichter Ernesto Cardenal hatte einmal eine Vision von der erneuerten Schöpfung: Er sah die Erde als einen lebendigen Organismus (was sie ja tatsächlich ist!) und die Menschen wie Zellen in diesem Organismus. Menschen, die nicht bereit waren, umzudenken und sich erneuern zu lassen, sah er wie abgestorbene Zellen, wie Fossile ausgestorbener Lebewesen. Aber die Erde selbst war lebendig, geschmückt wie eine Braut, und die anderen Sterne hörten die Erde singen. Und sie sang ein Lied der Liebe.

Und was bedeutet dies für mich persönlich? Es bedeutet, dass ich die Ursache der Zerstörung der Schöpfung in mir selbst erkenne, dass ich erkenne, dass die Schöpfung ein Spiegelbild meiner Seele ist. Alles, was aussen ist, ist auch in mir: Der Berg und das Tal, das Tier, die

Pflanze und der Stein. Das, was in meiner Seele zerstört und entzweit ist, manifestiert sich in der äusseren Welt, in Krieg und Folter, in Fanatismus und Intoleranz, in der Verschmutzung der Luft, des Wassers und der Erde. Indem ich diese Zerstörung anschau, erkenne ich den Zustand meiner eigenen Seele. Die Krankheit ist in uns. Die Aggression, die wir verdrängen, projizieren wir nach aussen und fördern dadurch Strukturen, die die Schöpfung zerstören.

Die Missachtung unseres Körpers und seiner Organe und das Abwürgen unserer inneren Lebendigkeit projizieren wir nach aussen und tragen so mit dazu bei, dass die Lebendigkeit in unserer Umwelt zugrunde geht.

Und dieser Teufelskreis wirkt dann wieder auf uns zurück. In der Apostelgeschichte (2,18) ist das Kommen des Heiligen Geistes mit dem Umdenken verbunden. Das «Umdenken» ist geradezu ein Kennzeichen für die Gegenwart des Heiligen Geistes – denn wo der Geist nicht wirkt, da ist er auch nicht (Röm 8,9).

Psychologisch bedeutet die Phase der Einheit, dass ich weiss, dass alles in mir ist. Im Raum der Einheit gibt es deshalb keine Vorwürfe mehr, denn ich weiss, dass das, was mich am andern ärgert, auch in mir ist. Wenn ich mich ärgere, dann ärgere ich *mich*. Es ist nicht der Andere, der mich ärgert, sondern der Ärger ist ein innerseelischer Vorgang. *Ich* ärgere *mich*. Der scheinbare Verursacher meines Ärgers weiss vielleicht gar nicht, dass ich mich ärgere und deshalb ärgere ich mich noch mehr.

Im Raum der Einheit schaue ich nicht mehr nach aussen, sondern nach innen. Ich habe auch keine Sonderwünsche mehr, denn ich weiss, dass Gott mir alles gibt, was ich brauche.

Ich bete deshalb am liebsten: «*Dein* Wille geschehe», denn ich weiss, dass der Wille Gottes das Beste für mich ist. Er ist der Entwicklungstrieb, der mich zur Ganzheit führt, so wie es im Lied heisst:

*Was gewesen werde stille –
stille auch was einst wird sein.
All mein Wunsch und all mein Wille,
gehn in Gottes Willen ein.*

Und was bedeutet in diesem Zusammenhang mein Beten? Beten bedeutet nicht, den Willen Gottes zu ändern (es wäre schrecklich, wenn wir das könnten!), sondern es bedeutet, sich einzustimmen in den Plan Gottes, denn Gott weiss besser als ich, was für mich gut und heilsam ist.

Im Raum der Einheit begegne ich der Essenz der drei anderen Räume: Die Geborgenheit, die ich im Raum der *Geborgenheit* punktuell erfahre, ist im Raum der Einheit von Dauer.

Die Ordnungen Gottes, die ich im Raum der *Ordnung* erfahre, sind nicht mehr äusserliche Gebote und Ordnungen, sondern es betet und singt *in* mir. Ich erlebe die Gegenwart Gottes nicht nur in der Eucharistie, sondern bei jedem Essen. Ich freue mich, wenn ich Got-

tes Ordnung nicht nur in den Zehn Geboten und in der Bergpredigt erkenne, sondern auch in guten weltlichen Gesetzen und Ordnungen.

Die Freiheit, die ich im Raum der *Freiheit* erfahre, erfahre ich jetzt als eine Freiheit, die mich unabhängig macht von der Meinung der Menschen, aber abhängig vom Willen Gottes. Gott geht es immer und überall nur um das, was für mich gut und heilsam ist.

Der Raum der *Einheit* ist ein Raum der Liebe, das Fusswaschbecken ist dafür Symbol. Und was gibt es im Raum der Einheit *loszulassen*? Den Gedanken, dass Einheit «machbar» ist. Jesus gibt deshalb in seinem hohepriesterlichen Gebet (Joh 17) keine methodischen Anweisungen zur Schaffung der Einheit, sondern er bittet Gott, dass *Er* diese Einheit wirkt.

Die Vierung: Raum der Ewigkeit

In mittelalterlichen Kathedralen ist die «Vierung» ein meist quadratischer «Raum», in dem sich Längsschiff und Querschiff durchdringen. In der Nidelbadkapelle ist die «Vierung» das spirituelle Zentrum der vier Gottesdienst-Räume.

Die Vierung symbolisiert die spirituelle Dimension, die alle vier Räume und damit die physische und psychische Wirklichkeit durchdringt. *Spiritualität* ist der Einbruch der jenseitigen, ewigen Wirklichkeit in die

Diesseitigkeit während unseres physischen und psychischen Unterwegsseins.

Auch auf der spirituellen Ebene sind wir «unterwegs» auf einem Weg, der die allmähliche Umgestaltung in das Bild Christi bedeutet, so wie es im zweiten Korintherbrief heisst: «Wir werden in Sein Bild umgestaltet von Klarheit zu Klarheit, so wie es der Geist Gottes wirkt.» (2. Kor 3, 18)

Bei dieser Umgestaltung geht es um den allmählichen Abbau des «Alten Menschen» und um den Aufbau des «Neuen». Es ist wie bei einer Raupe in der Puppe: Die Raupe wird allmählich umgewandelt in den Schmetterling. Dabei wird das «Alte» abgebaut und das «Neue» aufgebaut.

Der Dichter Hans Carossa hat es einmal so ausgedrückt: «Den kristallinen Leib im Leib lasse ich allmählich Gestalt gewinnen.» Und der Apostel Paulus schreibt: «Wenn auch unser *äusserer* Mensch vergeht, so wird doch unser *innerer* von Tag zu Tag erneuert.» (2. Kor 4, 16)

Wenn wir von spirituellen Erfahrungen reden, reden wir von einer anderen Wirklichkeit. Wir reden nicht von der vordergründigen, sichtbaren Wirklichkeit, sondern von der hintergründigen, unsichtbaren Wirklichkeit. Wir reden nicht von der Zeit, sondern von der Ewigkeit. Wir reden nicht von der Materie, sondern vom Geist. Und wir reden nicht von Räumen, sondern von Beziehungen.

Die Ewigkeit ist gerade *nicht* zeitlich. Sie ist auch nicht eine unendlich lange Zeit, sondern sie ist die gros-

se Gleichzeitigkeit, in der es weder Vergangenheit noch Zukunft gibt.

Der Geist ist gerade *nicht* materiell und deshalb unsichtbar.

Himmel und Hölle sind gerade *nicht* räumlich, sondern Beziehungsbegriffe: Himmel heisst, bei Gott sein und damit bei mir selber, Hölle heisst, fern von Gott sein und damit fern von mir selber.

Die unsichtbare Wirklichkeit ist unsere eigentliche Heimat. Wir sind für eine kurze Zeit auf die Erde geschickt, um dort zu lernen und weiterzukommen. Das geht nirgends besser als in der Materie, die uns reibt und ritzt.

Und wie können wir während unseres physischen und psychischen Unterwegsseins die unsichtbare Wirklichkeit erfahren?

Wir erfahren sie z. B. als *Heimweh* nach der Ewigkeit.

Dazu einige Beispiele:

Als ich neun Jahre alt war, schenkte mir meine Patin zum Weihnachtsfest ein dickes Buch; es enthielt lauter Rittergeschichten aus dem Mittelalter. Dieses Buch wurde damals zu meinem Lieblingsbuch. Ich habe es immer und immer wieder gelesen, es hat mitgeholfen, meine innere Welt zu prägen. Eine Sage hat mich besonders fasziniert: Es war die Sage von Parzival, der ohne sein Zutun zur Gralsburg gelangte und dort tiefe Mysterien schaute; doch dann wurde er wieder von der Gralsburg verbannt und irrte durch die Welt – voller Sehnsucht nach jenem wundersamen Schloss. Es war

sein brennender Wunsch, dieses Schloss wiederzufinden und dorthin zurückzukehren.

Ähnliches berichtet uns auch die Bibel. Sie malt uns gleich am Anfang das Paradies vor Augen – das Paradies, in dem der Mensch in ungetrübter Gemeinschaft mit Gott und seiner Schöpfung lebt. Aus diesem Paradies sind die Menschen verbannt worden, und seither irren sie durch die Welt – voller Sehnsucht nach jener heilen Welt, nach jener *ganzheitlichen* Welt.

Wie in der Gralslegende, so findet auch in der Bibel die Sehnsucht ihre Erfüllung. Nach langer Suchwanderung gelangt der Mensch schliesslich an das Ziel seiner Sehnsucht. Er ist jedoch nicht mehr derselbe, sondern er ist ein Gewandelter. Es ist ein gewandelter Parzival, der schliesslich als Priester-König auf der Gralsburg herrscht; und es ist ein gewandelter Adam, der schliesslich ins Reich Gottes eingeht – ein Mensch, der durch Leiden und Sterben ein anderer geworden ist; der nicht mehr sein will *wie* Gott, sondern der *mit* Gott sein will.

Eine weitere «Heimweh»-Erfahrung:

Es war in Westafrika. In einem entlegenen Dorf begegnete ich einem alten Afrikaner. Als er merkte, dass ich Deutsch sprach, begannen seine Augen zu leuchten. In seiner Jugendzeit war er Schüler einer Missionschule, die von deutschsprachigen Missionaren geleitet wurde. Dort hatte er Deutsch gelernt und jetzt freute er sich, dass er wieder einmal in dieser Sprache reden konnte. Er führte mich zu seiner Hütte. Dort setzte er sich vor sein selbstgebautes Xylophon und begann zu

spielen. Unter den Holzstäben waren als Klangkörper ausgehöhlte, getrocknete Kürbisse angebracht, die den Tönen einen vollen Klang verliehen. Zunächst spielte er eine rhythmische, afrikanische Weise, doch dann wurden die Töne leiser und er leitete über in eine schlichte Melodie. Und dann begann er mit seiner etwas zitterigen, aber immer noch schönen Stimme zu singen. Er sang ein Lied, das er in seiner Jugend in der Missionschule gelernt hatte: «Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh...» Sein Gesicht verklärte sich, und in seinen Augen standen Tränen, als er am Schluss der ersten Strophe die Zeile sang: «Die Heimat der Seele ist droben im Licht.» Ich spürte die Sehnsucht des alten Mannes nach der himmlischen Heimat. Als er diese Zeile wiederholte, wurden auch meine Augen feucht und meine Seele wurde bewegt. Der Gesang des alten Afrikaners und die Klänge des Xylophons weckten auch in mir eine leise Sehnsucht – ein Heimweh nach der Ewigkeit.

Ein weiteres Erlebnis:

«Welchen Film wollen Sie gerne sehen?», frage ich die Auszubildenden der Schule für psychiatrische Krankenpflege, in der ich Unterricht erteile. «Wir wollen in der nächsten Stunde miteinander einen Film besprechen – es liegt mir jedoch daran, dass es ein Film ist, der Ihnen etwas bedeutet. Welchen Film wollen Sie gerne sehen?» Eine Auszubildende meint spontan: «E.T.» Zu meinem grossen Erstaunen stimmen die anderen sofort einmütig zu: «Au ja – E.T.!» Ich bin ver-

blüfft, denn bisher war ich der Meinung, dass E. T. ein Kinderfilm ist. Aber da sitzen nun die Auszubildenden, Frauen und Männer zwischen zwanzig und vierzig Jahren, und wünschen sich E. T.! Ich besorge also den Film und wir betrachten ihn miteinander:

E. T., ein liebenswertes ausserirdisches Wesen, bleibt bei einem Erdenbesuch der Ausserirdischen versehentlich auf der Erde zurück. Und da lebt nun dieses ausserirdische Wesen auf der Erde und hat Heimweh. E. T. ist dem Leben auf der Erde durchaus gewachsen und entwickelt erstaunliche Fähigkeiten. Es findet auch Freunde auf Erden. Aber das Heimweh bleibt – die Sehnsucht nach der eigentlichen Heimat.

Während ich diesen Film anschau, wird mir klar, warum er so grossen Anklang findet. Er stellt eine innere Realität äusserlich dar. In uns allen lebt das Heimweh nach unserer eigentlichen, ewigen Heimat. Aber bei vielen von uns ist diese Sehnsucht verschüttet und verdrängt. Wir haben uns so einseitig auf der vordergründigen materiellen Welt eingerichtet, dass wir überhaupt nicht mehr an unsere ewige Heimat denken. Aber unsere heimwehkranken Seele denkt daran! Sie weint in uns wie in einem Kerker.

Und schliesslich noch eine Erinnerung aus meinen Kindertagen:

Unvergesslich ist mir die «Acker-Tante», eine kleine, zierliche, hochbetagte Frau, die während des Kriegswinters 1940/41 oft in unser Edenkobener Pfarrhaus kam. Sie hatte ihren Stammsitz direkt neben dem

Ofen in unserer kleinen Stube, dem einzigen Raum, der während des Krieges geheizt wurde, und half beim Gemüserüsten oder machte kleinere Näharbeiten. Die «Acker-Tante» redete nicht viel, aber sie sagte mehrmals am Tage: «Ich freu' mich, ich freu' mich, dass ich bald heim darf!» Jedesmal, wenn sie diesen Satz sprach, leuchteten ihre Augen und sie strahlte.

Wenn ich heute, nach mehr als 70 Jahren, an die «Acker-Tante» denke, kommt mir ein Wort des Apostels Paulus in den Sinn, der den Philippnern schreibt: «Ich habe ein starkes Verlangen zu sterben, um mit Christus vereinigt zu sein» (Phil 1,23).

Dieses Heimweh nach der Ewigkeit begegnet uns schon im Alten Testament. So zum Beispiel in den Psalmen: «Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott» (Ps 42,2), «Meine Seele dürstet nach Dir wie ein dürres Land» (Ps 143,6), «Meine Seele verlangt und sehnt sich nach den Vorhöfen des Ewigen» (Ps 84,3). Und im Neuen Testament schreibt der Apostel Paulus: «Wir sehnen uns danach, dass wir mit unserer Behausung, die vom Himmel ist, überkleidet werden» (2.Kor 5,2).

Der griechische Philosoph Plato bezeichnet diese Sehnsucht als ein Heimweh der Seele nach ihrem himmlischen Urbild. In der Sprache der Tiefenpsychologie ist es die Sehnsucht nach Ganzheit, nach unserem wahren Selbst, dessen Urbild Christus ist.

Das führt uns zu einer weiteren Ewigkeitserfahrung: *Begegnung* mit der jenseitigen Wirklichkeit.

Für den Apostel Paulus hat die Sehnsucht nach der jenseitigen Wirklichkeit einen realen Hintergrund. Er schreibt in seinem zweiten Brief an die Korinther:

«Gerühmt muss sein! Es ist zwar nicht heilsam, aber ich will doch auf die Gesichte und Offenbarungen des Kyrios zu sprechen kommen. Ich weiss von einem Menschen in Christus, der vor vierzehn Jahren in den dritten Himmel entrückt wurde; ob er dabei im Leibe gewesen ist, weiss ich nicht, ob ausserhalb des Leibes, weiss ich auch nicht, Gott weiss es. Und ich weiss von dem betreffenden Menschen, – ob er im Leibe oder ohne den Leib gewesen ist, weiss ich nicht, Gott weiss es – dass er in das Paradies entrückt wurde und unsagbare Worte hörte, die ein Mensch nicht aussprechen kann» (2. Kor 12,1–4).

Paulus spricht hier von einer Ekstase, bei der er in den dritten Himmel entrückt worden ist. Und nun geschieht das Eigenartige: Während Paulus fast unwillig davon redet, erahnen wir etwas von der Schönheit der himmlischen Welt, von einer Gottesbegegnung und davon, was sie dem Paulus bedeutet hat. Paulus sagt nicht: Diese Ekstase war Unsinn, sondern er sagt, dass es Unsinn sei, sich dieser Ekstase zu rühmen. Wenn Gott eine solche Ewigkeits-Erfahrung schenkt, dann ist das grossartig – aber nicht zum Weitererzählen. Paulus hat vierzehn Jahre lang überhaupt nicht davon gesprochen. Erst in dem Augenblick, wo eine Gemeinde in Gefahr steht, sich irreführen zu lassen von falschen «Aposteln», die sich ihrer Offenbarungen rühmen, sieht er sich gezwungen, ein ganz klein wenig den Schleier

von dieser Ewigkeits-Erfahrung zu lüften, um ihn dann gleich wieder zuzuziehen, so als wollte er sagen: «Jetzt aber Schluss! Schaut nicht auf diesen Menschen, den Gott in einer besonderen Weise begnadet hat (Paulus distanziert sich geradezu von ihm und redet von sich in der dritten Person), sondern betrachtet mich wieder so, wie ihr mich kennt. Wenn ihr mich so betrachtet, haben meine Gegner recht! Denn dann seht ihr nur Schwachheit! Da seht ihr nur Kümmerlichkeit! Wie ich in meinem Leben die himmlische Wirklichkeit und die Begegnung mit Gott erfahren habe, könnt und braucht ihr nicht zu wissen, denn wesentlich ist nur das, was von einer solchen Gotteserfahrung in praktische Nächstenliebe umgemünzt wird.»

Auf diesem Hintergrund müssen wir die Erfahrung des Paulus verstehen, damit wir ihn nicht falsch interpretieren.

Paulus redet zunächst vom «dritten Himmel». Nach der Vorstellung im damaligen Judentum ist der «dritte Himmel» der Bereich, der ganz nahe bei Gott ist – das Paradies, von dem Johannes am Ende seiner Offenbarung spricht.

Im «dritten Himmel» ist Paulus der göttlichen Wirklichkeit begegnet. Wir alle brauchen immer wieder solche Stunden, in denen alles in uns zum Schweigen kommt, was uns sonst wichtig ist. Wo all das Vordergründige, das so laut und so unausweichlich auf uns eindringt, abklingt, Stunden, in denen nur noch Gott wichtig ist, wo der Lärm, der uns umgibt, und der auch in unserem Inneren so laut dröhnt, abklingt und wir

einfach nicht mehr wissen, was um uns vorgeht, weil es nicht mehr wesentlich ist.

Paulus drückt das so aus: «Ich weiss nicht, ob ich im Leib war oder ausserhalb des Leibes». Das Äusserer war für ihn unwichtig geworden, es war nicht mehr da. Die Begegnung mit Gott war so unmittelbar und so ausschliesslich, dass für ihn nur noch die Gegenwart und das Licht Gottes da war. Er hörte nichts mehr von dem, was die anderen sagten, und was sonst in der Welt wichtig war. Er war eingetaucht in eine Welt, die ganz anders ist, in der ganz anders geredet wird, eine Welt, die sich der Diesseitigkeit nicht mitteilen lässt. Er hört Worte, die man nicht aussprechen und nicht mitteilen kann, weil sie unmittelbar ins Herz reden.

Die göttliche Welt hat sich ihm in diesem Erlebnis erschlossen und ihn so beeindruckt, dass er sich nach vierzehn Jahren noch da hineinversetzen kann.

Paulus ist nicht der einzige, der solche Erfahrungen gemacht hat, sondern es gibt auch andere Menschen, denen schon in ihrem irdischen Leben Einblicke in die jenseitige Wirklichkeit geschenkt worden sind und die infolge solcher Erfahrungen eine unstillbare Sehnsucht nach der himmlischen Heimat haben. Menschen, die solche Erfahrungen gemacht haben, sind in der Regel keine überspannten Frömmeler, sondern Frauen und Männer, die mit beiden Füßen auf dem Boden stehen und in dieser Welt etwas Rechtes leisten. Eine solche Frau war z.B. Teresa von Avila. Sie schreibt über ihre Ewigkeitserfahrungen:

«Der Glanz der jenseitigen Wirklichkeit übertrifft alles, was man sich auf Erden vorstellen kann. Im Vergleich mit diesem Licht erscheint selbst die Klarheit der Sonne, welche wir sehen, so dunkel, dass man ihretwegen nicht einmal die Augen öffnen möchte.»

Teresa empfand das Aufhören ihrer Ekstasen jeweils wie eine Ausstossung aus dem Paradies. Ihre Rückkehr in den Alltag empfand sie geradezu als eine Verbannung – obwohl sie dann gerade infolge ihrer ekstatischen Erlebnisse den Alltag in einer grossartigen Weise meisterte. Sie schreibt: «Es ist für mich ein namenloser Schmerz, das Ewige geschaut zu haben und in der Vergänglichkeit leben zu müssen.» Die Schau der himmlischen Herrlichkeit bewirkte in ihr eine starke Sehnsucht nach dem Sterben, das für sie der Eingang in die himmlische Heimat bedeutete. Sie schreibt: «Ich sterbe fast vor Schmerzen, weil ich noch nicht sterben kann.»

Auch der Philosoph Blaise Pascale hatte eine solche überwältigende Ewigkeitserfahrung. Er erlebte sich als im Feuer stehend und von überströmender Freude und Gottesgewissheit erfüllt. Pascale hat dieses Erlebnis aufgeschrieben und zeitlebens – eingenäht in seinen Mantel – mit sich herumgetragen.

Zum Schluss noch ein persönliches Erlebnis:

Es war im Jahre 1967. Wir lebten damals in einem Vorort von Hannover. Eines Tages hatte ich folgenden Traum: «Ich bin zusammen mit meinem vierjährigen

Sohn in unserer Neubauwohnung. Draussen heulen die Sirenen. Es ist Atom-Alarm. Ich eile mit meinem Söhnchen in den Keller, der jedoch in gar keiner Weise atombombensicher gebaut ist. Dann explodiert über unserem Haus eine Atombombe. Ich werde umflutet von einem unbeschreiblich hellen Licht. Es ist heller als tausend Sonnen. Und dann wird es noch heller und ich spüre, dass ich nicht mehr auf Erden bin. Ich weiss, dass dieses Licht Jesus ist, der den ganzen Kosmos und alle Menschen durchflutet. Auch ich habe keine menschliche Gestalt, sondern bin einfach Licht. Ich bin nicht identisch mit Jesus, sondern Jesus ist mein Gegenüber. Ich bin aber auch nicht getrennt von ihm, sondern ich *bin* dasselbe Licht, und auch mein kleiner Sohn *ist* dieses Licht. Wir sind je eine eigene Person und klar unterschieden voneinander und von Jesus. Jeder hat sein eigenes Bewusstsein, aber wir sind auch ungetrennt. Wir sind dasselbe Licht. Ein unbeschreibliches Glücksgefühl durchflutet mich.»

Als ich in die Welt der Sinne zurückkehre, weiss ich, dass dies kein Traum war, sondern Realität. Das Glücksgefühl begleitet mich den ganzen Tag hindurch und auch durch die folgenden Tage, und ich spüre es auch heute noch – nach mehr als 45 Jahren.

So viel zu einigen Ewigkeitserfahrungen.

Eine dritte Möglichkeit der Begegnung mit der unsichtbaren Wirklichkeit sind Erfahrungen der *Verklärung*:

Im zweiten Buch Mose lesen wir, dass das Angesicht des Mose, nachdem er mit Gott auf dem Berg Sinai ge-

redet hatte, strahlend geworden war. Mose selbst merkte es gar nicht, aber als er vom Berg herabstieg «sahen Aaron und alle Israeliten, dass die Haut seines Angesichtes strahlte und sie fürchteten sich, ihm nahe zu kommen» (2. Mose 34, 29 f).

Auch von Jesus wird berichtet, dass er mit einigen seiner Jünger auf einen hohen Berg stieg, «und er wurde vor ihnen verwandelt und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne und seine Kleider wurden weiss wie das Licht» (Mt 17, 1 f), «sie wurden ganz weiss glänzend, wie sie kein Walker auf Erden so weiss machen kann» (Mk 9, 3). «Und siehe, zwei Männer redeten mit ihm, es waren Mose und Elia, die erschienen im Lichtglanz ...» (Lk 9, 30 f).

Der Apostel Paulus schreibt, dass wir alle «in das Bild Christi verwandelt werden von Herrlichkeit zu Herrlichkeit» (2. Kor 3, 18) und «Jesus Christus wird unseren Niedrigkeitsleib umwandeln zur Gleichgestalt mit seinem Herrlichkeitsleib» (Phil 3, 21). Der Apostel Johannes schreibt: «Wir werden dem Auferstandenen gleich sein, denn wir werden ihn sehen, wie er ist» (1. Joh 3, 2).

Der Christus in uns ist unser wahres Selbst, das, was wir *eigentlich* sind, nämlich ein Abbild Gottes (1. Mose 1, 27). Der Christus in uns ist bestrebt, unser Leben mehr und mehr zu durchdringen und auszufüllen. Der Christus in uns ist unser «innerer» Mensch. Zu diesem inneren Menschen gehören nicht nur die uns bekannten Seiten, die uns bewusst sind, sondern auch die uns unbekannten Seiten, die uns nicht bewusst sind. Der in-

nere Mensch ist der grössere Mensch. Von ihm gilt, was Jesus im Gleichnis vom Senfkorn sagt, nämlich, dass ein winziges Samenkorn zu einer grossen Pflanze heranwächst.

Der Dichter Hans Carossa hat es – wie erwähnt – einmal so ausgedrückt: «Den kristallinen Leib im Leib lasse ich langsam Gestalt gewinnen.»

Er meint damit: Wie ein Kristall nach einem in ihm liegenden unsichtbaren Muster wächst, so wächst auch unser innerer Mensch nach einem in ihm liegenden göttlichen Plan und erfüllt mehr und mehr unsere Existenz. Er wächst sogar über uns hinaus, denn der Christus in uns ist zugleich der kosmische Christus, der unsere irdischen Begrenzungen überragt, der grösser ist als wir selber. Er nimmt uns mit hinein in ein kosmisches Bewusstsein.

Diese Umwandlung geschieht nicht plötzlich, sondern es ist wie bei einer Raupe, die sich verpuppt. In der Puppe wird die Raupe allmählich abgebaut, und der Schmetterling wird allmählich aufgebaut. Dieser Vorgang vollzieht sich für den Betrachter unsichtbar im Innern der Puppe. So ist das auch bei uns Menschen: In unserer irdischen, sterblichen Existenz wächst im Verborgenen unsere himmlische, ewige Existenz.

Dies wurde mir einmal deutlich, als ich meinen väterlichen Freund Alfons Rosenberg nach seinem Abschied aus der diesseitigen Wirklichkeit in seinem Sarg betrachtete. Er lag vor mir wie ein Fremder.

Während ich seinen Leib betrachtete, war es mir, als stünde Alfons Rosenberg neben mir – strahlend und verklärt – mit einem heiteren Lächeln. So, als wollte er sagen: Der Leib, den du betrachtetest, das bin nicht ich. Das ist nur das Haus, in dem ich gewohnt habe. Zuletzt war es ein gebrechliches Haus, und ich bin gerne ausgezogen. Und während er das sagte, entfernte er sich – heiter, mit tanzenden Schritten.

Mir kam ein Wort des Apostels Paulus in den Sinn: «Was sichtbar ist, das ist vergänglich, was unsichtbar ist, das ist ewig» (2. Kor 4, 8). Und: «Unser äusserer Mensch verdirbt, aber unser innerer wird von Tag zu Tag erneuert» (2. Kor 4, 16). Der Epheserbrief fordert uns deshalb auf, stark zu werden am «inneren» Menschen (Eph 3, 16).

Die Analytische Psychologie redet in diesem Zusammenhang von dem jedem Menschen potentiell innewohnenden «grösseren» (d.h. ganzheitlichen) Menschen, der durch den Individuationsprozess (d.h. durch die jedem Menschen innewohnende Entfaltungsmöglichkeit) verwirklicht werden kann.

Wenn dieser «innere» Mensch in unserem Leib zu wachsen beginnt, dann dringt sein Leuchten mehr und mehr auch durch die Hülle des äusseren Leibes. Bei einigen Menschen kann es dann geschehen, dass diese innere geistliche Leiblichkeit den äusseren Leib so völlig durchdringt, dass der äussere Leib kaum mehr wahrgenommen wird, sondern nur noch die «Ausstrahlung» des inneren. Wir sagen dann, dass ein solcher Mensch «eine starke Ausstrahlung» hat.

So ist es mir mit Alfons Rosenberg ergangen. Als ich den Toten betrachtete, merkte ich, dass ich in den zwanzig Jahren, in denen ich ihn gekannt habe, gar nicht seinen äusseren Leib wahrgenommen hatte, sondern nur die Ausstrahlung seines inneren Menschen.



Und jetzt noch eine vierte Möglichkeit, die ewige Welt zu erfahren: die Begegnung mit den *Engeln*.

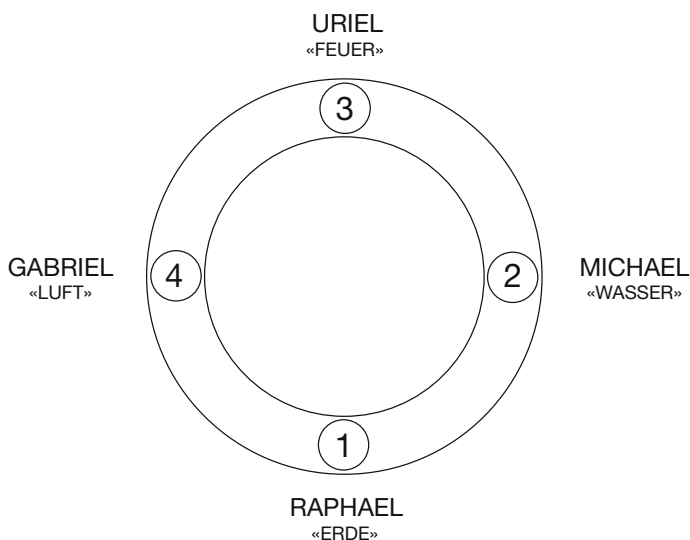
In der Nidelbadkapelle ist die Vierung eingerahmt von zwei Säulen, auf deren Rückseite geschnitzte Engel sind. Beherrscht wird die Vierung vom «Thron Christi», der von Engel überhöht ist.

Engel symbolisieren die Gegenwart Gottes. Engel sind Ausdruck der spirituellen Wirklichkeit. Spiritualität ist nicht identisch mit religiösen oder kultischen Praktiken. Spiritualität bedeutet das Hineingenommenwerden in die jenseitige, göttliche Wirklichkeit – in unsere eigentliche Heimat.

Tief in uns lebt die Sehnsucht nach unserer eigentlichen Heimat. Aber auch die unsichtbare Wirklichkeit hat Sehnsucht nach uns. Und so besuchen uns ab und zu die Engel, um uns in unserem Erdendasein hilfreich

zu unterstützen. So lesen wir im Hebräerbrief (1,14): Engel sind «dienstbare Geister, die zu Dienstleistungen ausgesandt werden».

Eine Hilfe zum Verständnis der spirituellen Ebene können die vier Erzengel und die mit ihnen verbundenen Elemente sein: So gehört zu Raphael die Erde, zu Michael das Wasser, zu Uriel das Feuer und zu Gabriel die Luft:



Raphael

Die Erzengel zeigen uns, wie Gott ist: Wenn Gott uns im Erzengel *Raphael* begegnet, dann begegnet uns das mütterliche *Erdgesicht* Gottes – des Gottes, der gesagt hat: «Ich will euch beistehen wie einem eine Mutter beisteht» (Jes 66,13). Und: «Kann auch eine Frau ihres

Kindleins vergessen, dass sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie seiner vergässe, so will ich doch deiner nicht vergessen» (Jes 49, 15).

Das Erdgesicht Gottes ist das Gesicht des zuverlässigen Gottes, der gesagt hat: «Solange die Erde besteht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht» (1. Mose 8, 22).

Wenn wir Raphael begegnen, begegnen wir dem Gott, der uns körperliche und seelische Heilung schenkt. («Raphel» heisst «Gott heilt».) Ein Beispiel:

Eine Frau, Mitte vierzig, war seit vielen Jahren in tiefer seelischer Not. Eines Tages fuhr sie, einem inneren Antrieb folgend, auf eine kleine griechische Insel. Während sich das Schiff der Insel näherte, spürte sie eine heilende Kraft, die sie zutiefst aufwühlte. Als sie den Boden der Insel betrat, wurde sie überwältigt von der Gewissheit: «Ich bin geheilt.» Was sie vorher bedrückt und belastet hatte, war plötzlich verschwunden. Das ist ein Raphael-Erlebnis. Es liegt schon viele Jahre zurück, aber die Heilung ist geblieben.

Wenn wir dem mütterlichen Erdgesicht Gottes begegnen, können wir

*alles in Gottes Hand legen,
alles in Gottes Hand lassen,
alles aus Gottes Hand nehmen.*

Eine tiefe Geborgenheit umfängt uns – egal in welcher physischen oder psychischen Situation wir uns gerade befinden.

Ganz anders ist es, wenn uns Gott im Erzengel *Michael* und damit im Symbol des «Wassers» begegnet.

Während das Erd-Element die bergende Mütterlichkeit und Zuverlässigkeit Gottes zum Ausdruck bringt, begegnet uns im Wasser-Element der nicht fassbare, unbegreifliche Gott, der manchmal erquickend ist wie frisches Quellwasser, und manchmal bedrohlich wie eine alles vernichtende Springflut.

Diesem Gott begegnet Jesus in seiner Taufe, dem Urbild einer jeden Taufe. Jede Taufe symbolisiert das Sterben (Untertauchen im Wasser) und Auferstehen (Auftauchen aus dem Wasser). Bei der Taufe Jesu wird dieser Doppelaspekt noch unterstrichen – einerseits durch die Himmelsstimme, die sagt: «Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe», andererseits durch die Tatsache, dass derselbe Gott Jesus unmittelbar nach der Taufe in die Wüste hinaus treibt, damit er vom Teufel versucht werde (Mk 1, 11 f).

Das Wassergesicht Gottes ist das Gesicht des verborgenen Gottes, dessen Tun unbegreiflich ist. Es ist das Gesicht des Gottes, der gesagt hat: «Ich bin der ewige Gott und es gibt keinen Gott ausser mir! Ich mache das Licht und ich schaffe die Finsternis, ich gebe Frieden und schaffe das Unheil» (Jes 45,57). Und der Prophet Amos sagt: «Gibt es auch ein Unglück in der Stadt, das der ewige Gott nicht verursacht?» (Amos 3,6). Und Jeremia klagt: «Wer darf sagen, dass das Unheil ohne den Befehl des ewigen Gottes geschieht?» (Klgl 3,37). Und

bei Sirach lesen wir: «Alles kommt von Gott, Glück und Unglück» (Sir 11, 14).

Wenn wir dem Verborgenen Gott begegnen, dann besteht die Gefahr, dass wir irre werden an Gott und sagen: «Wie kann Gott so etwas zulassen!» Wenn wir jedoch in dieser Situation dem Erzengel Michael begegnen, begegnet uns der Gott, der uns vor diesem Irrewerden bewahrt. Wir begegnen dem Gott, der uns schützt.

Wenn wir beten: «Führe uns nicht in Versuchung», dann wissen wir: Ja, Gott führt in Versuchung – so wie er den Abraham in Versuchung geführt hat (Hebr 11, 17). Aber Gott bewahrt auch vor der Versuchung. Und deshalb beten wir: «Führe uns *nicht* in Versuchung!» In diesem Gebet rufen wir Gott gegen Gott an! Dann sagen wir nicht mehr: «Wie kann Gott das zulassen?» Sondern wir sagen: «Dennoch bleibe ich stets an dir ... wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Beistand» (Psalm 73, 23.26).

Eine solche Michaelserfahrung hatte Julie Hausmann im 19. Jahrhundert: Julie Hausmann war verlobt mit einem Missionar in Westafrika. Sie fuhr mit dem Schiff nach Afrika – damals eine lange Reise – um dort die Hochzeit zu feiern. Als sie im Hafen ankam, hielt sie vergeblich Ausschau nach ihrem Verlobten. Stattdessen führte man sie zum Friedhof zu einem frischen Grab. Dort war ihr Verlobter begraben. Als sie Schmerz und Verzweiflung übermächtigen wollten, brach plötzlich

in ihrer Tiefe ein Quell auf, und ihren Lippen entströmten die Worte des Liedes: «So nimm denn meine Hände und führe mich ...», in dessen dritter Strophe es heisst: «Wenn ich auch gleich nichts fühle von deiner Macht, du führst mich doch zum Ziele auch durch die Nacht.»

Dieses Lied, das aus einer Begegnung mit dem verborgenen Gott aus der Tiefe ihrer Seele aufgebrochen ist, ist seit weit mehr als hundert Jahren unzähligen Menschen zu einem göttlichen Trost geworden. (Es hat sich trotz aller Widerstände von Kirchenmusikern, die es als «sentimental» zeitweilig aus dem Gesangbuch verbannt hatten, durchgesetzt und wurde im neuen Gesangbuch – sowohl in der Schweiz als auch in Deutschland – wieder aufgenommen.) In diesem Lied schaut uns Gott mit den Augen des gekreuzigten Christus an, als der Gott, der ins Leiden führt und aus dem Leiden erlöst.

Für meine Mutter, die ein fast identisches Erlebnis wie Julie Hausmann hatte (auch ihr Verlobter ist unmittelbar vor der Hochzeit gestorben. Ich berichte darüber im zweiten Band meiner «Erinnerungen»), war dieses Lied zeitlebens eine Hilfe. Im Alter von acht Jahren habe ich miterlebt, wie mein zehnjähriger Bruder verunglückte und vierzehn Tage bewusstlos im Spital lag. Während dieser Zeit hat er ständig gestöhnt. Nur wenn meine Mutter an seinem Bett das Lied «So nimm denn meine Hände» gesungen hat, ist er ruhig geworden. Unter den Worten dieses Liedes ist er gestorben. Jeden Sonntagnachmittag haben wir dann, viele Jahre lang, dieses Lied an seinem Grab gesungen.

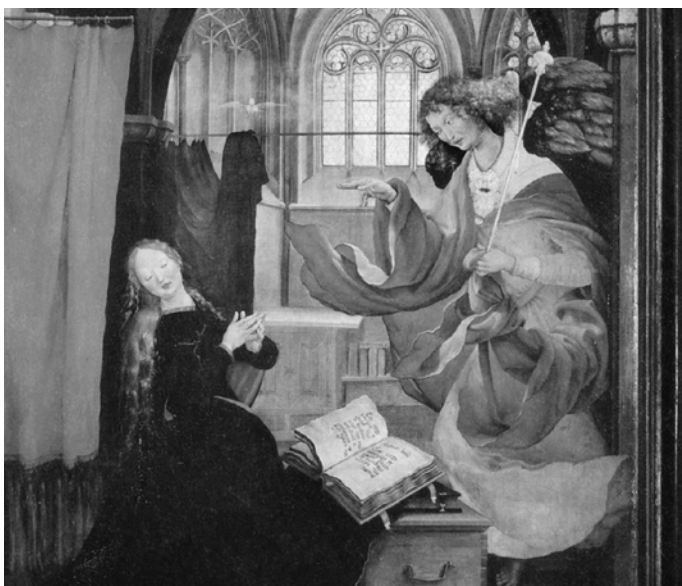
Uriel

Im Erzengel *Uriel* begegnet uns Gott als Feuer, das unser Leben erleuchtet.

Im Unterschied zum mütterlichen Erdsymbol ist das Feuer ein Symbol des väterlichen Gottes. Im Unterschied zum verborgenen Wassersymbol ist das Feuer Symbol des sich offenbarenden Gottes. In Uriel (sein Name heisst: «Licht ist Gott») begegnet uns Gott als die Sonne, die das Dunkel erleuchtet und so singen wir im Lied «Die güld'ne Sonne voll Freud und Wonne»: «nach Meeresbrausen ... leuchtet der Sonne erwünschtes Gesicht». Im Licht der aufgehenden Sonne bete ich oft und gerne: »Ich danke Dir, Du wahre Sonne, dass mir Dein Glanz hat Licht gebracht. Ich danke Dir, Du Himmels-wonne, dass Du mich froh und frei gemacht.»

Wenn in einer aussichtslosen Lage das Dunkel verschwindet und es plötzlich hell wird, sodass dort, wo kein Weg war, plötzlich ein Weg sichtbar wird – dann begegnen wir «Uriel», dem Gott, von dem das Neue Testament sagt, dass er «Licht» ist.

Uriel ist nicht nur der Engel des Lichts, sondern auch der Engel der Musik. Ich kenne einen Menschen, dessen Leben von Dunkelheit erfüllt war und der keinen Weg mehr sah. Eines Tages wurde jedoch seine Seele von Licht durchflutet und zwar, als er in einer Kirche Orgelmusik hörte, die ihn zutiefst aufwühlte.



Gabriel

Und schliesslich noch der Erzengel *Gabriel*, dem die Luft zugeordnet ist. Das Wort für Luft ist in den Sprachen der Bibel identisch mit dem Wort für «Geist» (Hebr. *ruach*, griech. *pneuma*).

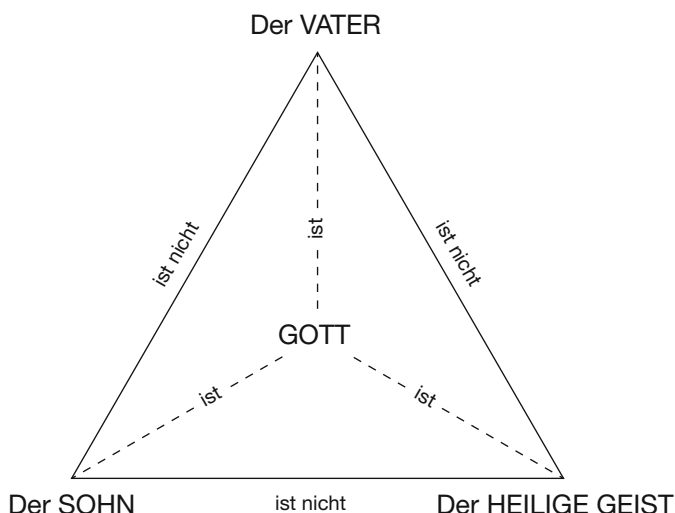
Es ist der Engel Gabriel, der zu Maria sagt, dass in ihr durch den *Geist* Gottes der Christus geboren wird.

So haben es seit dem ersten Pfingstfest unzählige Menschen erlebt, dass auch in ihrem Leben Neues geboren wurde, als der Geist Gottes über sie kam. So wie in Maria durch den Geist Gottes der Christus gezeugt wurde und in ihr wuchs, so beginnt auch in uns der Christus zu wachsen, wenn der Geist Gottes unser Leben erfüllt.

Trinität

In der Nidelbadkapelle befindet sich in der Decke über der Vierung ein Dreieck – Symbol der Trinität. Die Offenbarung, dass uns der eine Gott in dreifacher Weise begegnet, gehört für mich zu den schönsten Geschenken des Christentums.

Im Laufe der Kirchengeschichte wurden mancherlei Versuche unternommen, die Dreieinigkeit Gottes zu erklären oder anschaulich zu machen. Einen solchen Versuch hat auch der Missionar und Märtyrer Raimundus Lullus († 1315) mit folgender Zeichnung unternommen:



So hilfreich solche Erklärungen auch sein mögen – für mich ist bei der «Trinität» die Beziehungsebene wichtig. Wenn mir Gott als «VATER» begegnet, dann begegnet

er mir als Vater und Mutter. In Jes 66,33 sagt Gott: «Ich will euch beistehen, wie einem seine Mutter beisteht.»

Er begegnet mir als der Gott, der uns im 23. Psalm vor Augen gemalt wird und immer bei mir ist («Du bist bei mir»), der für mich sorgt («Er weidet mich auf einer grünen Aue»), der mich führt («Er führet mich auf rechter Strasse») und mich schützt («Dein Stecken und Stab trösten mich»), der mich ernährt («Du bereitest vor mir einen Tisch») und mich erquickt («Du erquickest meine Seele»).

Wenn mir Gott als «SOHN» begegnet, dann begegnet mir Gott in Jesus als Freund und Bruder, der mich versteht und mit dem ich alles besprechen kann, der meine Anfechtungen und Versuchungen kennt («er ist versucht wie wir», Hebr 4,15), der durch dick und dünn zu mir hält und mich nie im Stich lässt.

Wenn mir Gott als «HEILIGER GEIST» begegnet, dann begegnet er mir als der Gott, der in mir lebt, der mein ganzes Wesen nach Leib, Seele und Geist durchdringt und mich umgestaltet in den Menschen, der ich eigentlich bin. Psychologisch ausgedrückt: der den Individuationsprozess in mir bewirkt.

Wenn ich den *dreieinen* Gott erlebe, dann erlebe ich ihn als Vater und Mutter *über* mir, als Freund und Bruder *neben* mir und als Heiligen Geist *in* mir.

So viel zur «Vierung» und zur spirituellen Dimension, die alle anderen Bereiche heilend durchdringt.

Die Chakren: Symbole meiner inneren Reise

Es war in der alten japanischen Tempelstadt Kyoto. Ich nahm an einer Konsultation des Oekumenischen Rates der Kirchen teil, bei der wir darüber nachdachten, wie die Spiritualitäten der verschiedenen religiösen und kulturellen Traditionen für ein grösseres Christentum fruchtbar gemacht werden könnten. Es ergab sich, dass ich während dieser Konsultation mein Zimmer mit einem indischen Yogi teilte. Jeden Morgen und jeden Abend konnte ich ihn bei seinen Yoga-Übungen beobachten. Wir sprachen oft miteinander über Yoga, u. a. auch über die Bedeutung der menschlichen Energiezentren (Chakren) im Kundalini-Yoga.

Da ich mich bisher nur wenig mit «Chakren» und «Kundalini» befasst hatte, bat ich meinen Zimmergenossen um nähere Information. Daraufhin erklärte mir der Yogi, dass die am unteren Ende der menschlichen Wirbelsäule zusammengerollt ruhende Kundalini-Schlange («Kundalini» heisst die «Zusammengerollte») ein Symbol des kollektiv Unbewussten und einer grossen emotionalen Energie sei.

Diese Energie könne man auch als Libido, ewiges Leben oder auch als Heiligen Geist bezeichnen. Den Ru-



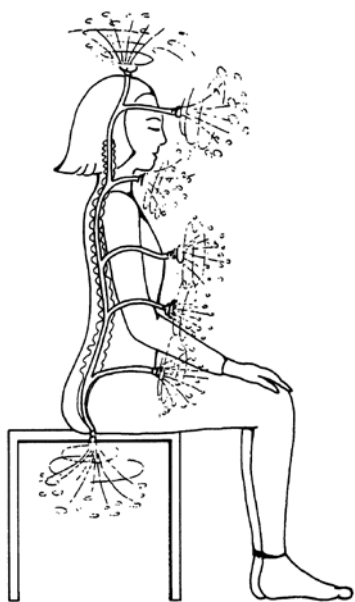
heplatz der Kundalini nenne man «Muladhara», d.h. «Wurzel-Zentrum». Dies sei das erste Chakra. Aufgabe der Meditation sei es nun, die gewaltige Kraft der Kundalini-Schlange durch die übrigen Chakren nach oben fließen zu lassen bis hin zum «Sahasrara-Chakra», das seinen Sitz im menschlichen Scheitel habe. Durch den Aufstieg der Kundalini-Schlange durch die Chakren erhalte der Mensch Anteil an der im Unbewussten ruhenden Energie. In dem Masse, wie der Meditierende sich diese Kräfte bewusst «einverleibe», erführe er Befreiung von menschlicher Begrenzung, von Hunger, Durst, Schmerz und Tod. Wir sprachen dann

weiter darüber, wie eine solche Anschauung mit dem christlichen Glauben zu vereinen sei. Der Yogi meinte, dass es deutliche Parallelen gäbe zwischen den Aussagen der indischen Mythologie über den Gott Shiva und den Aussagen des Johannes-Evangeliums über Jesus. Jesus werde – wie Shiva – mit einer Schlange verglichen (Joh 3, 14). Er verheisse denen, die ihn in ihr Leben aufnehmen, ewiges Leben (Joh 3, 36), das sich in einer Entgrenzung der menschlichen Begrenztheit (Joh 14, 12) und in einer Überwindung des Todes (Joh 11, 25 f.) auswirke. Ein Inder habe deshalb keine Schwierigkeiten, die Kundalini-Kraft als «Jesus»-Kraft zu bezeichnen.

Dann sprachen wir über den Aufstieg der Kundalini-Energie durch die verschiedenen Chakren. Auf meine Frage, was ein Chakra sei, meinte der Yogi: Das Sanskrit-Wort «Chakra» (gesprochen «Tschakra») bedeute «rotierendes Zentrum» oder «Rad in Bewegung». Solange ein Chakra nicht von der Kundalini-Kraft erfüllt ist, ist es statisch, und somit kein «Chakra». Sobald sich jedoch ein solches Zentrum öffnet und Energie einströmen lässt, beginnt es zu rotieren und wird dadurch zu einem Chakra.

Später habe ich mich eingehender mit den Chakren befasst und Menschen kennengelernt, die die Fähigkeit haben, die Chakren zu sehen. Diese Menschen beschreiben die Chakren alle in ähnlicher Weise als wunderschöne blumenähnliche Gebilde in wechselnden Farben. Die ausführlichste Beschreibung fand ich bei Silvia Wallimann. Sie schreibt: «Ich sehe die Chakren, die Energiezentren, als blütenähnliche runde Gebilde,

die in den verschiedensten Farben schillern. Ihre Größe und die Strahlkraft ihrer Farben sind von der Bewusstseinsentwicklung des Menschen abhängig. In ihrer Mitte haben sie eine kleine Vertiefung mit einem anderen Frequenzbereich als im Äusseren des Chakras. Diese Vertiefung gleicht einem Wirbel, in dem von aussen einströmende Energien blitzschnell wie in einem Schlund verschwinden.



Von der wirbelartigen Vertiefung zieht sich ein feiner Kanal ähnlich einem Blumenstiel direkt in das Innere der Wirbelsäule. Ich bin fasziniert von diesem Bild, denn die Wirbelsäule sieht wie ein Baumstamm aus, dem die Blumenstiele wie Äste entspringen. Die glockenförmigen Blütenkelche, also die Chakren selbst, liegen an der Oberfläche des Ätherkörpers, der den physischen Körper durchdringt und ihn zugleich wie

ein Mantel, wie eine Schutzschicht umhüllt.

Über die Öffnungen der Chakren fließen die Energien aus dem Kosmos den feinstofflichen Körpern und den physischen Körperorganen zu. Die Chakren sind die Sinnesorgane aller feinstofflichen Bereiche. Wie atmende Blüten nehmen sie die Energien aus der Natur,

aus den Gestirnen und anderen Dimensionen auf, wandeln sie in verschiedene Energieformen um und leiten sie dem Körper zu.»

In meinem Gespräch mit dem Yogi ging es dann um die unterschiedlichen Funktionen der einzelnen Chakren. Der Yogi erklärte mir, dass jedes Chakra eine ganz bestimmte Bedeutung hätte, und dass beim Öffnen eines Chakras die einströmende Kundalini-Energie mit einer ganz bestimmten Gotteserfahrung verbunden sei. So würde im «Muladhara-Chakra» Gott als Quelle aller Energie erfahren, im «Swadhisthana-Chakra» begegne uns der Schöpfer-Gott, im «Manipura-Chakra», dem Feuerzentrum des Körpers, begegne uns der Gott, der zerstört und wieder neu schafft, im «Anahata-Chakra» werde Gott als ewige Vibration erfahren und im «Visuddhi-Chakra» koste man Gott als lebensspendenden «Amrita» (= Nektar), im «Ajna-Chakra» erkenne man die göttliche Wahrheit, deren Licht alles durchleuchte, und im «Sahasrara-Chakra» erfahre man die volle Vereinigung mit Gott und damit die Aufhebung aller Gegensätze.

Weiterhin meinte der Yogi, dass beim Aufsteigen der Kundalini durch die verschiedenen Chakren vieles, was wir verdrängt hätten (z. B. Ängste, Aggressionen usw.) belebt würde und dann in der Meditation angeschaut und überwunden werden könne. Durch diese Konfrontation mit der eigenen Dunkelheit würde der Meditierende allmählich die Furcht vor Tod und Teufel verlieren und dadurch zu einem glücklicheren Leben befreit werden.

Bei diesen Gesprächen über den Aufstieg der Kundalini-Energie durch die einzelnen Chakren kam mir der Traum des Erzvaters Jakob in den Sinn, von dem wir in der Bibel lesen: «Jakob sah eine Leiter, die auf der Erde stand und mit ihrer Spitze an den Himmel reichte. Und die Engel Gottes stiegen an ihr hinauf und herab» (1. Mose 28, 12). Das Johannes-Evangelium bezieht diesen Vers auf Jesus und sagt, dass «die Engel Gottes auf dem Menschensohn hinauf und herabsteigen» (Joh 1, 51). Die Himmelsleiter ist also Symbol für den in der Erde verwurzelten kosmischen Christus, auf dem die himmlischen Energien (= «die Engel Gottes») hinauf- und herabsteigen. Indem wir «in Christus» sind und «Christus in uns» ist, haben wir Anteil an dieser Erfahrung.



Bei meinen Gesprächen mit dem Yogi bewegte mich immer wieder die Frage, wie diese hilfreiche Art der

Meditation so für das westliche Christentum fruchtbar gemacht werden könnte, dass weder die abendländische noch die indische Tradition verfälscht würden.

Ich fragte mich, ob es z. B. eine Möglichkeit gäbe, das zentrale Gebet der Christenheit, das Vaterunser, mit einer Chakren-Meditation zu verbinden. Ich machte einen Versuch und teilte die einzelnen Vaterunser-Bitten so auf die Chakren auf, dass die beiden Elemente in ihrer Bedeutung jeweils einander entsprachen und sich ergänzten.

Schliesslich ergab sich eine Aufteilung, die mich einigermassen befriedigte:

<i>Sahasrara-Chakra</i>	Unser Vater im Himmel Geheiligt werde dein Name
<i>Ajna-Chakra</i>	Dein Reich komme Dein Wille geschehe Wie im Himmel so auf Erden
<i>Vishuddhi-Chakra</i>	Unser tägliches Brot gib uns heute
<i>Anahata-Chakra</i>	Vergib uns unsere Schuld Wie auch wir vergeben unseren Schuldigern
<i>Manipura-Chakra</i>	Führe uns nicht in Versuchung
<i>Swadhisthana-Chakra</i>	Erlöse uns von dem Bösen
<i>Muladhara-Chakra</i>	Dein ist das Reich und die Kraft Und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Doch dann ergab sich eine grosse Schwierigkeit: Ich hatte Mühe, die Chakren von oben nach unten zu meditieren. Es ging mir einfach gegen den Strich – ganz abgesehen davon, dass dadurch die östliche Tradition verfälscht würde. Die Kundalini-Schlange steigt nun einmal von unten nach oben auf und nicht umgekehrt. Auch die Zeichen des I Ging werden von unten nach oben geschrieben. Wie sollte ich dieses Problem lösen? Ich versuchte, mit dem Muladhara-Chakra zu beginnen. Aber dazu passte die Anrede «Unser Vater im Himmel» wie eine Faust aufs Auge (der Himmel ist nun einmal «oben» und nicht «unten»!). Ähnlich erging es mir mit den anderen Zuordnungen von Chakren und Vaterunser-Bitten (eine Ausnahme bildete das Anahata-Chakra. Es blieb bei beiden Reihenfolgen mit derselben Vaterunser-Bitte verbunden). Dann machte ich den umgekehrten Versuch: Ich versuchte, das Vaterunser rückwärts zu meditieren. Das ergab einen guten Sinn. Aber durfte ich das zentrale Gebet der Christen auf den Kopf stellen?

Jesus hat seine Jünger gelehrt, das Gebet «von oben nach unten» zu beten. Und die christliche Gemeinde hat es nun schon fast 2000 Jahre lang so gebetet. Durfte ich es da wagen, dieses Gebet von unten nach oben zu beten? Mit dieser Frage im Herzen flog ich in die Schweiz zurück.

Dort stöberte ich in den folgenden Tagen in der Vaterunser-Literatur. Dabei fiel mir ein Buch in die Hände, dessen Untertitel mich faszinierte: «Das Herrengebet von seinem Ende her» Ich schlug das Buch auf,

las das Vorwort und staunte: Da hat doch ein katholischer Christ, der Jesuit Johannes Lotz, bereits vor einigen Jahren den Versuch gewagt, das Vaterunser «rückwärts» zu beten! Er meinte damals – genauso wie ich noch vor wenigen Augenblicken, dass er der erste wäre, der auf diese Idee gekommen sei. Doch dann entdeckte er, dass bereits vor ihm der ostkirchliche Metropolit Anthony Bloom einen ähnlichen Versuch unternommen hatte. Ich blätterte in dem Büchlein von Lotz und stellte fest, dass er die Chakren nicht erwähnt, sondern den Rückwärtsgang durch das Vaterunser im Rahmen der traditionellen katholischen Spiritualität vollzieht. (Auch Anthony Bloom, dessen Buch ich erst später einsehen konnte, erwähnt die Chakren nicht.)

Nachdem ein orthodoxer und ein katholischer Christ es gewagt haben, das Vaterunser von seinem Ende her zu beten und zu meditieren, fühlte ich mich als einer, der aus der reformatorischen Tradition kommt, in guter Gesellschaft, um ebenfalls einen solchen Versuch zu wagen. Ich griff also meinen in Japan begonnenen Versuch wieder auf und ordnete die einzelnen Vaterunser-Bitten den entsprechenden Chakren zu. Dabei gewann ich den Eindruck, dass die «Doxologie» («Denn dein ist das Reich ...»), die ja in den ältesten neutestamentlichen Handschriften nicht enthalten ist und die bis vor kurzem von katholischen Christen nicht gebetet wurde, nicht so recht zum Muladhara-Chakra passt und den Fluss einer «von unten»-Meditation eher stört. Das «Amen» dagegen, mit dem die Christenheit das Vaterunser seit den ältesten Zeiten in allen Traditionen abge-

geschlossen hat, liess sich in geradezu idealer Weise mit dem Muladhara-Chakra verbinden.

Und so fand ich schliesslich folgende Zuordnung der einzelnen Vaterunser-Bitten zu den entsprechenden Energiezentren:

Amen	<i>Muladhara-Chakra</i>
Erlöse uns von dem Bösen	<i>Swadhisthana-Chakra</i>
Führe uns nicht in Versuchung	<i>Manipura-Chakra</i>
Vergib uns unsere Schuld Wie auch wir vergeben unseren Schuldigern	<i>Anahata-Chakra</i>
Unser tägliches Brot gib uns heute	<i>Vishuddhi-Chakra</i>
Dein Wille geschehe Wie im Himmel so auf Erden Dein Reich komme	<i>Ajna-Chakra</i>
Geheiligt werde dein Name Unser Vater im Himmel	<i>Sahasrara-Chakra</i>

Nachdem ich dieses Meditationsschema entworfen und immer wieder meditiert hatte, ergab es sich ganz von selbst, dass ich als Abschluss der Meditation – verbunden mit dem Schliessen der Chakren – auch noch die Doxologie betete und somit wieder zum Amen zurückkehrte. Dabei liess ich die nach oben erhobenen Hände langsam über die einzelnen Chakren zurückgleiten:

«Denn dein ist das Reich» (Schliessen des Sahasrara- und Ajna-Chakra) «und die Kraft» (Schliessen des Vishuddhi- und Anahata-Chakra) «und die Herrlichkeit» (Schliessen des Manipura- und des Swadhisthana-Chakra) «in Ewigkeit. Amen» (Schliessen des Muladhara-Chakra).

Die voneinander abweichenden deutschen Bezeichnungen der Chakren versuchte ich so auszuwählen, dass sie der Bedeutung der Chakren möglichst nahe kamen. Schliesslich entschied ich mich für folgende Bezeichnungen: 1. Wurzel-Chakra, 2. Polaritäts-Chakra, 3. Sonnengeflechts-Chakra, 4. Herz-Chakra, 5. Hals-Chakra, 6. Stirnauge, 7. Kronen-Chakra.

Dann kam mir der Gedanke, den einzelnen Chakren bestimmte Farben zuzuordnen. Dabei ergab sich jedoch erneut eine Schwierigkeit. Je mehr ich mich mit der einschlägigen Literatur befasste, desto verwirrter wurde das Bild. Jeder Autor schien seine eigenen Farbvorstellungen zu haben. Ausserdem sagten mir «Esoteriker», die die Fähigkeit hatten, die Farben der menschlichen Aura und der Chakren zu sehen, dass die Farbe der Chakren beeinflusst würde vom jeweiligen Entwicklungsstand des betreffenden Menschen. Man könne deshalb die Chakren nicht auf bestimmte Farben festlegen. Diese Ansicht befriedigte mich jedoch nicht. Sie mag für die naturalistische, «fotografierbare» Seite der Chakren stimmen, aber mir ging es ja gar nicht um die «realistischen» Farben, sondern um die Farben-Symbolik.

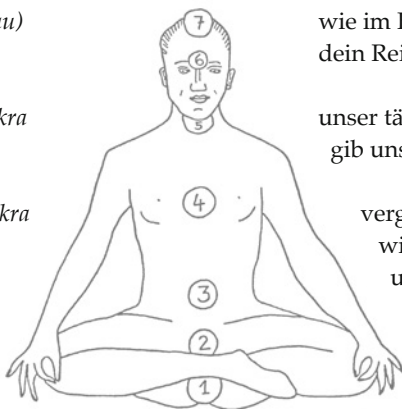
Und so überlegte ich: welche Farbe passt am besten zu der symbolischen Bedeutung des betreffenden Chakras. Dabei kam mir als erstes das Sonnengeflecht-Chakra (Manipura) in den Sinn, und es war mir klar, dass ihm die gelbe Sonnenfarbe zugeordnet werden müsste. Das himmlische Blau dagegen würde am ehesten zu den «oberen» Chakren passen, während der energiegeladene Urgrund des Muladhara-Chakra am besten durch ein kräftiges Rot symbolisiert werden könnte.

Während ich in meinen Überlegungen so weit gediehen war, begegnete ich auf einer Tagung einem jungen Graphiker, der gerade ein Cover für eine Chakren-Meditationskassette entworfen hatte. Dabei hatte er mit einer roten diskusähnlichen Scheibe begonnen (Muladhara), die oben von einer gelben Scheibe (Manipura) überschritten wurde. Dabei entstand im Feld der Überschneidung ein Orange-Rot (Swadhisthana). Denselben Vorgang wiederholte er weiter oben, indem er die gelbe Manipura-Scheibe mit einer hellblauen Scheibe (Vishuddhi) überschneitt, wodurch sich im Bereich der Überschneidung ein helles Grün (Anahata) ergab. Die hellblaue Scheibe mündete dann in eine indigoblaue (Ajna) und schliesslich in eine violette (Sahasrara) Scheibe ein. Ich war fasziniert und es war mir klar: ja, so stimmt es! Muladhara ist rot, Manipura ist gelb und im Swadhisthana-Chakra begegnen sich die beiden Farben und bilden ein Orange-Rot. Im Anahata-Chakra dagegen begegnet das Gelb des Manipura-Chakra dem Blau des Vishuddhi-Chakra und bildet das Grün als Farbe des Übergangs und des Neu-Beginns. Von gros-

ser Symbolkraft erschien mir auch, dass das helle Blau des Vishuddhi-Chakras sich im Ajna-Chakra vertiefte und dabei voller und dunkler wurde und sich schliesslich im Sahasrara mit dem Rot des Muladhara vereinigte, wodurch das Violett dieses höchsten Chakras eine *coniunctio oppositorum* (Verbindung der Gegensätze) bildete. Ja, so stimmt es. Diese Farben sind ja auch die Farben des Regenbogens! Im Anschluss an dieses Aha-Erlebnis sind mir diese «symbolischen» Chakra-Farben dann auch anderswo begegnet.

Es ergaben sich somit folgende Zuordnungen von Chakren, Farben und Vaterunser-Bitten:

7	Kronen-Chakra (violett)	geheiligt werde dein Name unser Vater im Himmel
6	Stirnauge (indigoblau)	dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden dein Reich komme
5	Hals-Chakra (hellblau)	unser tägliches Brot gib uns heute
4	Herz-Chakra (grün)	vergib uns unsere Schuld wie auch wir vergeben unseren Schuldigern
3	Sonnen- geflechts- Chakra (gelb)	führe uns nicht in Versuchung
2	Polaritäts-Chakra (orange)	erlöse uns von dem Bösen
1	Wurzel-Chakra (rot)	Amen



Und dann habe ich mich eingehend mit den Vater-unser-Sätzen beschäftigt und gefragt, welche Aspekte der einzelnen Bitten durch ihre Verbindung mit den Chakren ins Licht gerückt werden.

Daraus entstand mein Buch «Das Vaterunser – erlebt im Licht von Tiefenpsychologie und Chakrenmeditation».

Freudig überrascht war ich, als dieses Buch auch in Italien, dem Mutterland der Römisch-katholischen Kirche, erschienen ist und somit einen Beitrag leistet für die Einheit der Christen.

Nachdem die Chakren-Symbole ihren Weg in das Zentral-Gebet der Christenheit gefunden hatten, überlegte ich, inwieweit die Chakren-Meditation hilfreich für den Individuations-Prozess sein könnte. Bei diesen Überlegungen war mir die vervielfältigte Nachschrift eines Seminars, das C.G. Jung zusammen mit dem Indologen J.W. Hauer vom 3. bis 8. Oktober 1932 im Psychologischen Club Zürich gehalten hat, eine grosse Hilfe. (Diese Nachschrift habe ich «zufällig» im C.G. Jung-Institut Küsnacht entdeckt.) Aus der eingehenden Beschäftigung mit der Thematik «Chakren-Meditation und Individuation» entstand mein Buch «Chakren-Meditation – ein Weg zur Selbstwerdung». Freudig überrascht war ich, als dieses Buch auch in Indien, im Mutterland der Chakren-Meditation, erschienen ist, und somit einen Beitrag leistet für den interreligiösen Dialog.

Menschen, die meine innere Reise begleitet haben

Carl Gustav Jung

Ein Dankesbrief

Lieber Carl Gustav Jung,
obwohl ich Dir während Deiner Erdenzeit nicht persönlich begegnet bin, ist es für mich natürlich, Dich mit «Du» anzureden, denn Du bist mir mehrmals in meinen Träumen begegnet, und dabei waren wir stets «per Du». Da für Dich die Welt der Träume genau so real ist wie die andere Wirklichkeit, nehme ich an, dass Du einverstanden bist, wenn ich das Traum-Du beibehalte.

Wenn ich Dir heute schreibe, dann geschieht dies, um Dir zu danken. Ein erster Grund zum Danken: *Du hilfst mir, Träume zu verstehen.*

Es war im Herbst 1948. Ich war Student im ersten Semester und hatte folgenden Traum: Das Innere der Kirche meiner Heimatstadt (in der mein Vater Pfarrer war) beginnt zu schwanken. Die Empore senkt sich herunter und wird wieder nach oben gehoben, dann senkt sie sich wieder herunter – tiefer als beim ersten Mal – und

wird wieder nach oben gezogen. Dieser Vorgang wiederholt sich einige Male. Auch die Kanzel beginnt zu schwanken. Die Kirche droht einzustürzen.

Ich erzählte diesen Traum einem Mitstudenten, der sich als «Freudianer» bezeichnete. Er meinte: «Die Deutung ist doch ganz einfach. Der Traum ist ein verschlüsseltes Bild für den im Bewusstsein nicht zugelassenen Wunsch nach Geschlechtsverkehr.» Diese Antwort hat mich zwar nicht befriedigt, aber ich wusste keine bessere. Doch dann habe ich mich mit Deinen Ausführungen zur Traumdeutung befasst, und es fiel mir wie Schuppen von den Augen: Träume verbergen nichts, sondern sie offenbaren! Sie meinen das, was sie sagen. Ich brauche deshalb nicht nach einer verschlüsselten Botschaft hinter den angeblich zensierten Traumbildern zu suchen, sondern ich kann die Bilder einfach auf mich wirken lassen. Und so wurde mir klar: Die Kirche ist die Wirkungsstätte meines Vaters – also schwankt mein Vaterbild. In der Kirche wird von Gott geredet – also schwankt mein Gottesbild. Auf der Empore war mein Stammplatz – also schwankt mein Bild von mir selber. Dass es dabei ein Auf und Ab gibt, macht deutlich, dass die Veränderung nicht auf einmal geschieht, sondern allmählich.

Das war für mich ein «Aha-Erlebnis», das ich bis heute nicht vergessen habe.

Seither habe ich Tausende von Träumen angeschaut, eigene Träume und Träume von anderen Menschen. Ich habe mich in Deine Ausführungen zur Traumdeutung

vertieft und gelernt zu assoziieren, zu amplifizieren und zu imaginieren. Auch habe ich Motive von Mythen und Märchen in den Träumen entdeckt.

Dadurch hat sich mir die Welt der Mythen und Märchen in neuer Weise erschlossen. Doch der Ausgangspunkt allen Verstehens ist derselbe geblieben: Der Traum meint das, was er sagt.

Danke, Carl Gustav Jung, dass Du mir hilfst, Träume zu verstehen.

Ein zweiter Grund zum Danken: *Du hilfst mir, der Bibel in einer vertieften Weise zu begegnen.*

Es war im Jahre 1952. Ich war damals Vikar in Kaiserslautern. Ein Psychologieprofessor hatte einen kleinen Kreis von Interessierten zu einem Gespräch über Dein gerade erschienenenes Buch «Antwort auf Hiob» eingeladen. Ich erinnere mich noch lebhaft: Dieses Buch hat damals mein bisheriges Bild vom «lieben» Gott in Frage gestellt. Ich habe mich deshalb heftig gegen die Vorstellung gewehrt, dass Gott auch «böse» sein könne. Doch dann habe ich mich an meinen Traum von der schwankenden Kirche erinnert, und die Frage nach dem Gottesbild hat mich nicht mehr losgelassen. Es ist mir immer deutlicher geworden: Wer nur vom «lieben» Gott redet, der redet nicht vom Gott der Bibel.

Schon als Zwölfjähriger hast Du die Widersprüchlichkeit Gottes visionär geschaut. Du hast einerseits Gott als den Schöpfer einer wunderbaren Welt auf einem goldenen Thron gesehen. Andererseits hast Du gesehen, wie derselbe Gott mit einem ungeheuren Ex-

krement Dach und Wände des wundervollen Basler Münsters zerstörte. Du hast es gewagt, diese Gedanken zu Ende zu denken, trotz der Furcht vor ewigen Höllenstrafen. Dann hast Du erlebt, dass an Stelle der erwarteten Verdammnis eine «unaussprechliche Seligkeit» über Dich kam. Die Widersprüchlichkeit Gottes hat Dich dann zeitlebens beschäftigt, so dass Du – einem inneren Drang folgend – noch in hohem Alter Dein aufwühlendes Buch «Antwort auf Hiob» geschrieben hast.

Ein besonders deutlicher Ausdruck der Widersprüchlichkeit Gottes ist für Dich die Unser-Vater-Bitte «Führe uns nicht in Versuchung», in der wir Gott gegen Gott anrufen, das heisst den dem Menschen zugewandten «liebenden» Gott gegen den vom Menschen abgewandten «zornigen» Gott. Deine «Antwort auf Hiob» hilft mir, das «Tremendum und Faszinosum» der biblischen Gotteserfahrungen vertieft zu verstehen.

Du hilfst mir weiterhin, Jesus Christus als Archetyp und Urbild eines jeden Menschenlebens zu erkennen und die Einwohnung des Heiligen Geistes im Menschen als «Deifikation» (Vergöttlichung) und «Christifikation» des Menschen zu verstehen, die jedoch keine Inflation bewirkt, sondern die Erfahrung einer «complexio oppositorum» im Sinne eines «simul iustus et peccator»¹. Der Heilige Geist ist für Dich «eine treibende Kraft, die zu vertieftem Bewusstsein

1 Dieser von Martin Luther geprägte Ausdruck besagt, dass ein Christ gleichzeitig sowohl gerecht, als auch ein Sünder ist.

und grösserer Verantwortung führt». Die Bibel hat Dich Dein ganzes Leben hindurch beschäftigt. In Deinen Gesammelten Werken zitierst Du 53 der 66 biblischen Bücher. (Das von Dir besonders geliebte Johannesevangelium hast Du mehr als 120-mal zitiert!)

Die von Dir entwickelte Methode der «Aktiven Imagination» hilft mir, den «psychologischen» Schriftsinn, der uns schon in der Bibelinterpretation der Alten Kirche begegnet, neu zu verstehen. Die «psychologische» Schriftdeutung eröffnet neben der historischen und theologischen Bibelauslegung einen Zugang zur Bibel, der für Menschen, die den Kontakt zum christlichen Glauben und zur Kirche verloren haben, von besonderer Bedeutung ist.

Danke, Carl Gustav Jung, dass Du mir hilfst, der Bibel vertieft zu begegnen.

Ein dritter Grund zum Danken: *Du hilfst mir, meinen eigenen Weg zu finden.*

Über meiner Erziehung stand ein Wort in übergrossen Lettern: Gehorsam. Darauf legte mein Vater allergrössten Wert. Gehorsam bedeutete für ihn Gehorsam gegenüber seinen eigenen, vom viktorianischen Zeitgeist beeinflussten Geboten und gegenüber den Geboten Gottes, so wie er sie verstand.

Als ich siebzehn Jahre alt war, wurde ich zu einer Tagung der Oxford-Gruppenbewegung eingeladen. Anschließend wurde ich Mitarbeiter in dieser Bewegung. Auch dort ging es wieder um Gehorsam. Diesmal gegenüber vier absoluten Forderungen (siehe auch oben

Seite 25): absolute Wahrhaftigkeit, absolute Reinheit, absolute Selbstlosigkeit, absolute Liebe. Wer diese «Absoluten» nicht erfüllte, musste sein Versagen vor einem Menschen bekennen. Das war einerseits eine Befreiung, andererseits war es jedoch eine jeweils neue Demütigung. Um dem Anspruch der «Gruppe» möglichst zu genügen, begann bei mir der Aufbau einer Persona, die dem Ideal der Gruppenbewegung weitgehend entsprechen sollte. Ich ahnte nicht, dass dieser Persona-Aufbau verbunden war mit einem entsprechenden Verdrängungsprozess und dem dadurch entstehenden Gegenpol in der Tiefe.

Gott sei Dank bin ich dann Dir begegnet! Welch eine Befreiung hast Du, Carl Gustav Jung, mir gebracht mit Deiner Botschaft vom Schatten, der zu jedem Menschen gehört. Welch eine Befreiung ist es für mich zu realisieren, dass der Gehorsam vor allem gegenüber der eigenen inneren Stimme gilt – selbst auf die Gefahr hin zu irren – und nicht gegenüber äusseren Autoritäten und Geboten.

Während das in der Gruppenbewegung moralistisch missverstandene Jesuswort «Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist» mich unter einen enormen Leistungsdruck setzte, wirkt Deine Interpretation dieses Jesus-Wortes «Ihr sollt ganzheitlich sein, wie euer himmlischer Vater ganzheitlich ist» unerhört befreiend. Unter Ganzheit verstehst Du eine «coniunctio oppositorum», also ein Miteinander des «Hellen» und des «Dunklen», des «Guten» und des «Bösen». Du schreibst: «Man muss, so hart es auch klin-

gen mag, die Freiheit haben, das bekannte moralisch Gute unter Umständen zu vermeiden und das als Böse Anerkannte zu tun, sollte es die ethische Entscheidung verlangen.» Dazu zitierst Du Voltaire, der auf dem Sterbebett auf die Frage seines Beichtvaters, ob er alle seine Sünden bereue, antwortete: «Mais oui, mon père, et surtout ceux que je n'ai pas commis» («Oh, gewiss, Hochwürden, am meisten die Sünden, die ich nicht begangen habe.»), und fügt hinzu: «Das ist wahr, das ist kolossal wahr.» Du zitierst auch Martin Luther, der wusste, worauf die Depression seines Freundes Melancthon beruhte, und deshalb zu ihm sagte: «Melancthon, du sündigst zu wenig. «Pecca fortiter! Sündige, aber kräftig!»

Welch ein Unterschied zu einem moralistischen Christentum, das ein zutiefst verlogenes Christentum ist!

Der inneren Stimme gehorchen bedeutet, dass ich der Stimme meines «Selbst» und damit der Stimme Gottes in mir gehorche, denn für Dich ist die Stimme des Selbst empirisch nicht von der Stimme Gottes zu unterscheiden. Der Stimme des Selbst zu gehorchen heisst, sich auf die innere Reise zu begeben, deren Ziel der «teleios anthropos» – der vollständige oder ganzheitliche Mensch – ist, und das heisst, dass ich den eigenen Weg gehen muss, um zu dem zu werden, was meinem inneren Wesen entspricht. So sehr es mir bewusst ist, dass ich diese Ganzheit hier auf Erden nie erreichen werde, so abenteuerlich und beglückend ist es, diesem Ziel

entgegen zu wandern. Welch ein Unterschied zu einem langweiligen, moralistisch abgesicherten Leben!

Danke, Carl Gustav Jung, dass Du mir hilfst, meinen eigenen Weg zu finden.

Und last but not least ein vierter Grund zum Danken:
Du hilfst mir, andere Menschen zu verstehen.

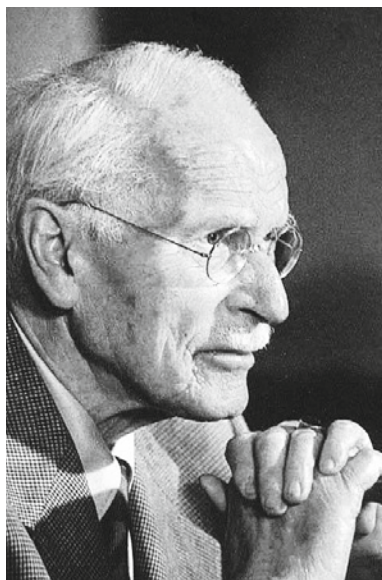
Es war im Jahr 1962. Ich absolvierte damals in Düsseldorf ein Praktikum in der Zentralstelle für Ehe- und Familienberatung. Der erste Fall, der mir zur selbstständigen Beratung anvertraut wurde, war ein völlig zerstrittenes Ehepaar in den mittleren Jahren, das sich in meinem Beisein heftig bekämpfte. Zum Glück hatte ich kurz vorher Dein Buch «Psychologische Typen» gelesen (mehr noch: Ich habe dieses Buch geradezu verschlungen, so sehr hat es mich fasziniert). Es wurde mir deshalb schnell klar, dass hier ein Mann vor mir sass, der ein ausgeprägter Denktyp war, und eine Frau, die ebenso ausgeprägt ein Fühltyp war. Als die beiden sich ein wenig beruhigt hatten, erzählte ich ihnen einiges von dem, was ich in Deiner Typenlehre gelesen hatte, vor allem von den Schattenseiten des jeweiligen Typs. Ich sehe die beiden heute noch vor mir, wie sie bei der Schilderung der Schattenseiten des jeweiligen Partners ein Aha-Erlebnis hatten. Der Mann sagte: «Ja, genau so ist sie!», und die Frau sagte «Ja, genau so ist er!» Und dann ergab sich ein Gespräch, bei dem ich versuchte, deutlich zu machen, dass der jeweilige Partner nicht böswillig, sondern eben anders ist. Inwieweit mir dies gelungen ist, weiss ich nicht mehr. Aber ich weiss noch,

dass ich sehr froh war, dass Dein Buch «Psychologische Typen» mir geholfen hat, die beiden Menschen zu verstehen.

Unterdessen sind Jahrzehnte vergangen, und ich habe in meiner Tätigkeit als Seelsorger und später als Psychotherapeut immer wieder dankbar erfahren, dass der Zugang zur menschlichen Seele, den Du gefunden hast, trägt. Immer wieder staune ich, wie Menschen in Träumen und Imaginationen beginnen, sich selbst zu begegnen, wie ihnen die Symbolsprache der biblischen Geschichten und der Märchen hilft, sich besser zu verstehen, und wie ich im Gespräch mit anderen Menschen immer wieder neue Seiten in mir selber entdecke.

Zu einer besonderen Verstehenshilfe bei Gesprächen mit anderen Menschen sind für mich Deine Deutungen der Chakrensymbole geworden. Nachdem ich den Zugang zu den Chakren durch einen indischen Yogi gefunden hatte, bewegte mich die Frage, wie diese seltsamen östlichen Vorstellungen dem westlichen Geist zugänglich gemacht werden könnten. In die Schweiz zurückgekehrt, entdeckte ich im C.G. Jung-Institut ein älteres, vervielfältigtes Manuskript mit dem Titel «Tantra Yoga». Es enthielt Nachschriften des Seminars, das Du im Jahre 1932 zusammen mit dem Indologen J.W. Hauer im Psychologischen Club in Zürich durchgeführt hast. Ich begann zu lesen – und staunte. In grosser Kühnheit hast Du es unternommen, die «östlichen» Chakrensymbole «westlich» zu interpretieren. Für Dich sind die Chakrensymbole eine mit unserem Körper verbundene, bildhafte Veranschaulichung der einzel-

nen Phasen des Individuationsprozesses, die uns immer wieder daran erinnern und dazu aufrufen, den Weg der Selbstwerdung zu gehen. Sie helfen, Phasen des Selbstwerdungsprozesses zu erkennen – nicht nur bei



mir, sondern auch bei anderen Menschen. So können zum Beispiel Träume auf bestimmte Chakren hinweisen und deutlich machen, welche Phase des Individuationsprozesses bei dem betreffenden Menschen gerade konstelliert ist. Durch die Meditation der Chakren kann der Selbstwerdungsprozess hilfreich begleitet und gefördert werden. Dass Menschen

die einzelnen Phasen dieses Prozesses recht unterschiedlich erleben, macht deutlich, dass jeder Mensch ein unwiederholbares Original ist und seiner wesenhaften Originalität (dem vollständigen Menschen) unterschiedlich entgegenreift.

Danke, Carl Gustav Jung, dass Du mir hilfst, andere Menschen zu verstehen.

Unmittelbar nachdem ich mich entschlossen hatte, diesen «Brief» an Dich zu schreiben, hatte ich einen langen, eindrucklichen Traum, in dem Du, Carl Gustav

Jung, mir begegnet bist. Ich will hier nur den Schluss dieses Traumes erzählen:

Du hältst einen Vortrag in einem grossen, nur schwach erleuchteten Saal, der bis auf den letzten Platz besetzt ist. Die Hörerinnen und Hörer haben Mühe, Dich zu verstehen. Dann gehst Du durch eine Tür, die sich hinter dem Rednerpult befindet, in einen lichterfüllten, kleinen Raum. Du bist stark und lebensfroh wie in Deinen besten Jahren. Du sitzt an einem weissen Tisch vor einem Mikrophon. Dein Vortrag wird in den Saal übertragen. Alle Hörerinnen und Hörer tragen jetzt Kopfhörer. Da die Tür hinter dem Rednerpult geschlossen ist, können Dich die Menschen im Saal nicht sehen – aber sie können Deine Stimme hören, deutlicher als zuvor.

Nachdem Du Deinen Vortrag beendet hast, betrete ich den lichterfüllten Raum und überreiche Dir in einem schönen Glas eine 1961er Riesling-Auslese vom Weingut Jung und sage zu Dir: «Danke, Carl Gustav Jung.»

Was der Traum auch sonst noch sagen mag, eines ist deutlich: Du redest auch heute noch. Die Menschen sehen Dich zwar nicht – aber sie hören Deine Stimme.

Verena Kast

Erinnerung an einen langen Weg

Der Festsaal des C.G. Jung-Instituts war bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Frühlingssonne tauchte den Raum in helles Licht, das auch die attraktive junge Frau am Rednerpult umspielte. Verena Kast fesselte ihre Hörerinnen und Hörer mit einer fundierten, humorvollen psychologischen Interpretation eines Grimm'schen Märchens.

Ich sass in der ersten Reihe schräg vor der Referentin. Rechts neben mir sass eine Hörerin mit einer warmen, leicht erotischen Ausstrahlung. Plötzlich liess meine Nachbarin, die die Vorlesung eifrig mitschrieb, ihren Kugelschreiber fallen. Er rollte mir direkt vor die Füsse. Normalerweise hätte ich den Stift sofort aufgehoben und ihn meiner Nachbarin überreicht. Aber irgendwie hat mich der Hafer gestochen, es nicht zu tun. Statt dessen habe ich den Kugelschreiber mit meinem rechten Fuss vor die Füsse meiner Nachbarin geschoben, die den Stift dann selber aufhob. Verena Kast, die den Vorfall beobachtet hatte, schaute meine Nachbarin an, unterbrach den Redefluss ihrer Vorlesung und sagte lachend: «Ein misslungener Versuch!» Dann fuhr sie fort mit ihrer Märcheninterpretation. Ich war beeindruckt von der Wachheit, mit der Verena Kast die Situation erfasste und lachend kommentierte.

Unmittelbar nach der Vorlesung fotografierte ich Verena und bat sie, ihr kürzlich erschienenenes Buch «Das

Assoziationsexperiment in der therapeutischen Praxis»
zu signieren, was sie lachend tat:

Für Arnold Bittliger
von der Verfasserin
im lachenden
Verständnis
Verena Kast

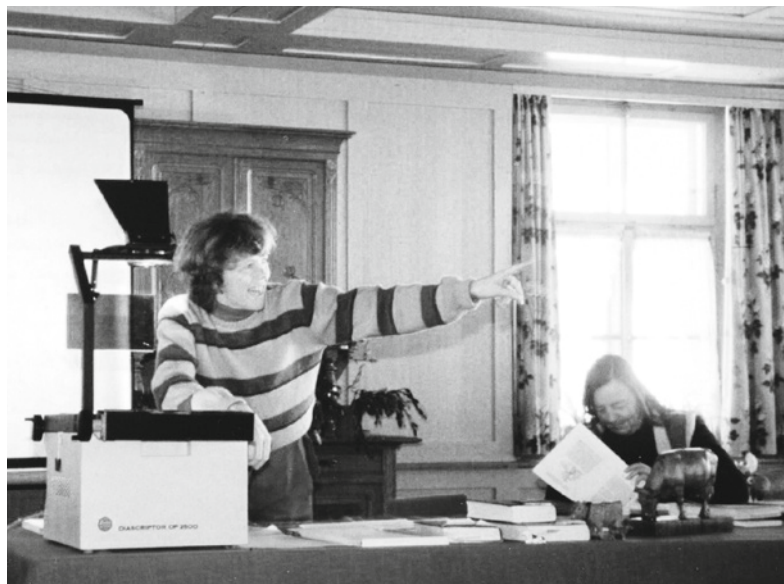


Ich fragte Verena ausserdem, ob ich bei ihr eine Analyse machen könne. Sie hat schallend gelacht und gesagt: «Dann müssen Sie aber mindestens ein Jahr lang warten!» Ich habe gewartet.

Das also war meine erste Begegnung mit Verena Kast und meine erste Vorlesung, die ich von ihr gehört habe.

Und dann besuchte ich viele Jahre lang Vorlesungen und Seminare in der Universität Zürich. Dort füllte Verena Kast das Auditorium Maximum. Ich sass regelmässig auf dem kleinen Balkon schräg über dem Rednerpult und war beglückt, wenn Verena lächelnd einen Blick nach oben warf. Ich freute mich nicht nur über Verenas spritzige und heitere Vorlesungen, sondern auch über ihre schönen Kleider.

Verenas Vorlesungen und Seminare besuchte ich jedoch nicht nur in der Uni Zürich, sondern auch im C.G. Jung-Institut und bei vielen Tagungen und Kursen, so zum Beispiel auch im Rietbad (SG), wo Verena Kast zusammen mit Ingrid Riedel regelmässig interessante «Symbol»-Seminare durchführte:



Verenas Vorlesungen wurden anschliessend gedruckt und nehmen unterdessen einen beachtlichen Platz in meinen Bücherregalen ein.

Nachdem das «Warte-Jahr» vergangen war, begann die Analyse. Viele Jahre lang pilgerte ich nach Zürich, um mit Verena Träume zu besprechen – Hunderte von Träumen.

Ich will vier Träume herausgreifen. Zu Beginn der Analyse hatte ich einen Traum, der mir heute noch glasklar vor Augen steht und der wie ein Röntgenbild meinen damaligen Seelenzustand beschreibt: «Ich befinde mich im Traum in einer vornehmen Villa. Das Parterre ist ausgestaffiert mit wertvollen Möbeln und kostbaren Vorhängen, alles ist wohlgeordnet und gepflegt – aber steril. Ich bin allein. Dann gehe ich die Treppe hinunter ins Untergeschoss. Dort liegen in mehreren sehr einfachen Zimmern kranke und leidende Menschen. Dann steige ich die Treppe weiter hinunter in den Keller. Dort bekämpfen sich unheimliche, wilde Gestalten. Eine bedrohliche Situation! Mit knapper Not kann ich entfliehen – vorbei an den Leidenden im Untergeschoss hinauf ins sterile Parterre.»

Soweit der Traum. Im Laufe der Analyse habe ich die leidenden Gestalten im Untergeschoss und die destruktiven Gestalten im Keller allmählich kennengelernt und eine Beziehung zu ihnen aufgebaut und sie behutsam ins Parterre eingeladen.

Einige Zeit später hatte ich folgenden Traum: «Ich befinde mich im Gewölbekeller des grosselterlichen Weingutes («Weingut Jung»!). In den alten Eichenfässern gärt ein junger Wein.» Dieser Traum hat mich veranlasst, Verena einen guten Wein vom Weingut Jung zu schenken.

Und wieder einige Zeit später träumte ich: «Ein edler Wein wird von der Fürstin Castell – einer kundigen Kellermeisterin (und guten Bekannten von mir) – liebevoll betreut. In Flaschen abgefüllt, reift der Wein seiner Voll-

endung entgegen.» Als ich den Traum Verena erzählte, entdeckte sie im Namen *Castell* sofort den Namen Kast. Das leuchtete mir ein, denn ich habe mehrfach erlebt, dass sich Träume nicht um Rechtschreibung kümmern, sondern nur um den verwandten Wort-Klang. Nach diesem Traum habe ich Verena einen edlen Wein vom Fürstlich Castell'schen Domänenamt geschenkt.

Gegen Ende meiner Analyse hatte ich folgenden Traum: «Ich schwimme im Meer, nicht sehr weit von der Küste entfernt. Plötzlich sehe ich vor mir ein etwa einen Meter grosses, schwarzes Tier, das mit seinen langen Fangarmen auf mich zuschwimmt und nach mir greift:

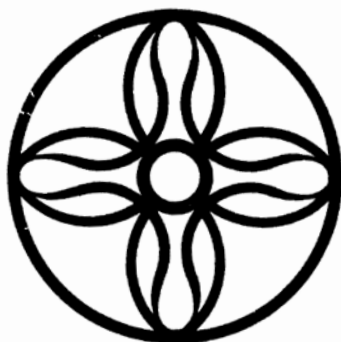


Erschreckt rufe ich: «Huu, ein Tintenfisch!» Ich versuche, dem Tier zu entkommen, indem ich rückwärts davon schwimme und gleichzeitig mit den Handrücken Wellenbewegungen gegen das Tier zu mache, um es zu vertreiben.

Einige Sekunden später schaue ich wieder auf und sehe zu meinem Erstaunen, dass sich der Tintenfisch in ein Mandala verwandelt hat, das im Wasser ruhig und langsam, fast feierlich, auf mich zuschwimmt.»

Ein freudiges Erstaunen, verbunden mit einem numinosen Gefühl, durchdringt mich. Die Gestalt des

Mandalas ist so klar, dass ich sie während des Aufwachens noch vor mir sehe und genau nachzeichnen kann:



Zum Abschluss meiner Analyse schenkte mir Verena ihr gerade erschienenenes Buch «Die Dynamik der Symbole» mit folgender Widmung:

*Für Arnold Bittlinger,
zu Erinnerung an
einen langen Weg.*

von Frau Verena Kast

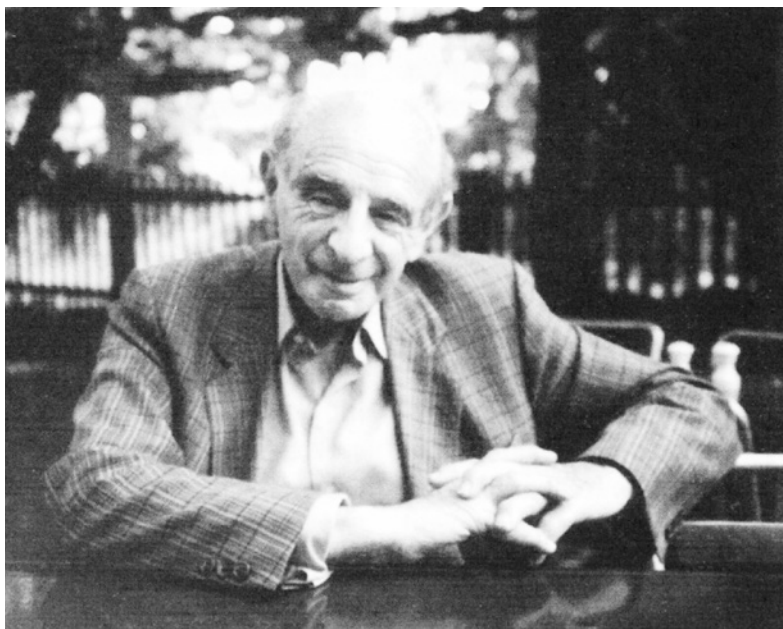
Was ich bei Verena Kast (und bei manchen anderen) gelernt habe, habe ich nicht für mich behalten, sondern gerne weitergegeben. Schon während meiner Analy-

se und danach habe ich mehr als zwanzig Jahre lang Menschen begleitet und ihnen geholfen, ihre Träume zu verstehen. Ich habe ausserdem Vorlesungen und Seminare über Märchen und sonstige Themen der Analytischen Psychologie gehalten, nicht nur am C.G. Jung-Institut Zürich, sondern auch an manchen anderen Ausbildungsstätten des In- und Auslandes und bei



den Tagungen der Internationalen Gesellschaft für Tiefenpsychologie. Daraus sind Schriften und Bücher entstanden (allerdings nicht so viele wie bei Verena Kast!), die zum Teil in mehrere Sprachen übersetzt worden sind.

Auch heute noch begegne ich gelegentlich der nunmehr fast 70-jährigen Verena und freue mich über ihre immer noch humorvolle, spritzige Lebendigkeit. Dankbar denke ich an den «langen Weg», den Verena mit mir gegangen ist.



Alfons Rosenberg

Ein Leben im Feuer

Lieber Alfons,
heute feiern wir im Nidelbad den Ökumenischen Kirchentag 1999. Es ist der letzte in diesem Jahrhundert.

Wir wollen deshalb Rückschau halten und einigen Menschen begegnen, die die Kirchentage des Schweizerischen Diakonievereins mit geprägt haben. Dazu gehörst auch Du. Bei den Sitzungen zur Vorbereitung des Kirchentags sass ich jeweils neben Dir. Ich war immer wieder neu beglückt, wenn ich spürte, dass ich so völlig eins war mit Deinem Denken und Wollen.

Doch jetzt bist Du weitergewandert in eine Welt, in der das von Dir geschaute «grössere Christentum» urbildhafte Wirklichkeit ist, während wir uns hier auf Erden weiterhin bemühen, dieses grosse «zukunftsfähige Christentum» in kleinen Schritten abbildhaft zu verwirklichen.

Wenn ich nun heute einiges aus Deinem Leben und Wirken erzählen soll, dann möchte ich darüber die Worte setzen: «ein Leben im Feuer».

Das erste Kapitel deines ersten Buches «Wirklichkeit», das Du 1942 geschrieben hast, trägt die Überschrift «Feuer», und in einem Deiner letzten Bücher erzählst Du aus Deinem Leben unter dem Titel «Die Welt im Feuer». Zum Thema «Feuer» schreibst Du: «Als Urmacht wohnt allem Lebendigen, besonders aber der Menschenseele – Gott als ein Geistfeuer ein, eingehegt in die Hülle des Fleisches. Wem aber Gott gnädig ist, dessen Fleisch durchbricht Gott im Auflodern des Feuers – ihn dadurch erleuchtend oder gar in der Übergewalt des göttlichen Feuers ... zum Himmel entrückend.» Eine solche «Übergewalt des göttlichen Feuers» und eine solche «Entrückung zum Himmel» hast Du selbst erlebt, als Du – der Du im Judentum aufgewachsen bist – zum ersten Mal Jesus begegnet bist.

Du wohntest damals zusammen mit einem Freund in einem kleinen verlassenen Schloss auf einer Insel im Wörthsee bei München. Dort bist Du Jesus begegnet. Du erzählst diese erste Jesus-Begegnung mit folgenden Worten: «Eines Abends stöberte ich in einem Schutt-

haufen im sogenannten Musiksaal. Aus dem Schutt schaute die Ecke eines übel mitgenommenen Buches hervor. Ich zog es aus einem mir unbewussten Grund heraus – es waren die Evangelien. Ich nahm das zerschundene Buch mit in mein Schlafzimmer, entzündete eine Kerze, legte mich aufs Bett und begann zu lesen – die ganze Nacht hindurch bis zum Aufgang der Sonne und noch länger.

Was war geschehen? Ich hatte zum ersten Mal in meinem Leben die Evangelien gelesen, ohne Kommentar, ohne Anleitung durch einen Menschen. Auf einem Schutthaufen hatte ich dies Buch gefunden – zerschlossen und unwert – und doch bot es mir das Kostbarste, was es in dieser Welt gibt: die Freundschaft Gottes, oder wie dies in der überlieferten Sprache ausgedrückt wird: die Gotteskindschaft. Aber das sind bloss Vokabeln – nicht was wir fassen, sondern was wir *nicht* fassen können, ist für uns entscheidend und wandelt uns. Unfassbar war mir das Evangelium, und doch so vertraut. Ich schlang es lesend in mich hinein – an keiner Einzelheit hielt ich mich auf, und doch prägte sich eine jede unvergesslich ein.

Ich las es nicht neugierig, aber jeden Teil mit dem Blick aufs Ganze. Und aus diesen knappen Texten, Berichten und Predigten wuchs mir von Stunde zu Stunde mehr eine Gestalt empor, die mich zuerst mit immer grösserem Staunen, dann mit einem Übermass an Liebe erfüllte: Jesus, der Fremde, der unsäglich Nahe. Damals wusste ich glücklicherweise noch nichts von christlichen Glaubenssätzen und Dogmen, von den Kleidern,

in welche Theologen und Gläubige im Laufe der Jahrhunderte Jesus eingehüllt hatten. Gerade darum war es möglich, dass mir aus den Evangelien beim ersten Lesen eine ungeheure Feuerflamme entgegenschlug: ohne menschliche Umrisse, Urgestalt vor jedem Namen, Einheit vor aller Teilung.

Diese Erfahrung, Jesus als ein niederzuckendes, auf Erden brennendes Feuer blieb mir seitdem Massstab für alles, was Jesus betrifft. In den Stunden einer Nacht hat sich mir Jesus durch sein Evangelium als Feuersäule geoffenbart. Damals habe ich unverlierbar erfahren, was Geist und Feuer ist, und wenn ich das mir Geschehene mit einer Situation des Evangeliums identifizieren wollte, so müsste ich sagen: In jener Nacht habe ich die Feuertaufe empfangen.»

Diese Begegnung mit dem Christusfeuer hat nicht nur in Deinem persönlichen Leben einen Prozess ständiger Wandlungen eingeleitet, sondern auch Dein Bild von der Kirche geprägt. Du bist durch das Judentum hindurch gewandert, dann durch die evangelische und durch die katholische Kirche. Doch Du hast Dich nirgendwo aufgehalten, sondern bist immer weitergewandert. Du warst kein Konvertit, sondern in Dir glühte die Schau eines «grösseren Christentums», in dem die konfessionellen Schranken aufgehoben und überhört sind. Du selbst schreibst, dass Dein Wechsel vom Judentum, zur evangelischen und von da aus zur katholischen Kirche, nicht nur für Dich persönlich, sondern auch «für die notwendige allgemeine Entwicklung» wegweisend

war. Die Gegenwart war für Dich nicht von der Vergangenheit her bestimmt, sondern von der Zukunft.

Das «grössere Christentum» ist für Dich ebenfalls durch das Feuer geprägt, das ein Symbol der Wandlung und der Vereinigung der Gegensätze ist. Du hast dieses zukunftsfähige, grössere Christentum manchmal mit einem Baum verglichen, «der aus vielen tiefreichenden Wurzeln gewachsen ist... und aus vielen Quellgründen genährt wurde und noch wird... Verleugnet man die Nährkraft dieser vorchristlichen Quellflüsse, so entsteht ein abstraktes, in intellektueller Dogmatik erstarrtes Christentum, das es nicht mehr vermag, die Herzen zu ergreifen und Begeisterung zu erwecken.» So hast Du geschrieben und dann in einem gesunden Selbstbewusstsein gesagt:

«Meine Mitgift aber war, als ich zur Botschaft und zur Gestalt Jesu Christi wie zur Kirche heimfand, die Aufdeckung und Wiederherstellung der Quellflüsse, aus denen sich die Kirche einst öffentlich nährte, aber auch heute noch insgeheim nährt. Christus krönt mit seiner Botschaft die gesamten bisherigen Gottesoffenbarungen und die gesamte Menschheitsentwicklung. Dies aber setzt voraus, dass alles Bisherige als ‹Stoff› dieses grossen Kunstwerkes zur Verfügung steht. Der Mensch ist ein Abbild Gottes, die Kirche ein Abbild des Leibes Christi. In diesem Sinne sind beide Gestalten der Ganzheit und der Fülle. Diese Fülle zu mindern bedeutet, die Kirche zu einer blutleeren Einheit zu führen und den Reichtum des Evangeliums zum Vertrocknen zu bringen.»



So hast Du es ausgedrückt und so entsprach es Deiner tiefen Überzeugung, Du hast es deshalb als Deinen Auftrag betrachtet, die Fülle und den Reichtum des Evangeliums wieder lebendig werden zu lassen.

Und so hast Du in Deinen Vorträgen und Kursen viele dieser geistigen Phänomene, die das Christentum vorbereitet und sein Werden begleitet haben, als Mitgift eingebracht. Alles, was Du gelehrt hast, hatte zwei Schwerpunkte. Die Religion und die Kunst. Um diese beiden Schwerpunkte, die Dein Leben vom Maler, Tänzer, Kunsthandwerker, Bauern bis hin zum Schriftstel-

ler geprägt haben, kreiste alles, was Du gesagt und gelehrt hast. Und das war unendlich viel! Vom Talmud bis zu Mozart, von Spitzweg bis zu den Engeln, von der Kreuzmeditation bis zu Chagall, von der Astrologie bis zum Isenheimer Altar. Einen Einblick in diese Themenvielfalt geben nicht nur Deine etwa vierzig Bücher, die Du geschrieben hast, sondern vor allem auch die Themen des von Dir begründeten Michaelstreffens, das Du alljährlich Ende September im Nidelbad durchgeführt hast.

Und was für ein Mensch bist Du gewesen? Ich kann nur sagen, wie ich Dich persönlich erlebt habe. Ich habe Dich zunächst als *Einsiedler* erlebt, der nach den drei evangelischen Räten lebte. Du warst ehelos, Du hattest keinen irdischen Besitz und Du warst gehorsam – allerdings keiner menschlichen Autorität gegenüber, sondern gegenüber Deiner inneren Stimme. In Deinem Alleinsein warst Du jedoch offen für alle, die zu Dir kamen. Mit grosser Geduld hast Du ihnen zugehört – auch den Menschen, von denen ich den Eindruck hatte, dass sie Dir die Zeit stehlen.

Ich habe Dich weiterhin als *Starez* erlebt. Du konntest nicht nur intuitiv verborgene Linien im Kosmogramm und in den Träumen der Ratsuchenden aufspüren, sondern Du konntest auch unmittelbar in den Herzen der Menschen lesen und den Weg deuten, der vor ihnen lag. Du konntest aber auch mit beissender Ironie reagieren, wenn Menschen Dir unecht begegneten oder eine Show abziehen wollten.

Und schliesslich habe ich Dich als einen *Durchgeistigten* erlebt. Nach Deinem Abschied von dieser Welt stand ich als Letzter an Deinem offenen Sarg (siehe auch Seite 54f). Ich habe Dich lange betrachtet. Du lagst vor mir wie ein Fremder: ein bäuerlicher Mensch, ein Handwerker mit einem markanten Schädel, wie aus Holz geschnitzt. Du hast zwar viele Jahre Deines Lebens als Bauer und Handwerker gearbeitet – aber so habe ich Dich nicht gekannt. Ich habe Dich gekannt als einen eher gebrechlichen Menschen, empfindsam und freundlich mit einem wissenden und häufig auch schalkhaften Lächeln. Du warst ein Wissender und ein Weiser. Von denen, die Dir begegnet sind, wurdest Du manchmal als «der alte Weise» bezeichnet. Doch jetzt lagst Du vor mir als ein völlig anderer. Ich merkte, dass ich in den zwanzig Jahren, in denen ich Dich gekannt habe, Deinen äusseren Leib gar nicht wahrgenommen habe, sondern nur die Ausstrahlung Deines inneren Menschen.

Da wurde ich froh und wusste: Der Leib, der verwest, das bist nicht Du. Das, was Du eigentlich warst, das ist nicht gestorben, sondern das ist geblieben und wird bleiben in alle Ewigkeit.

Nachdem ich das Sargfenster geschlossen hatte, kamen Frauen und legten rote Rosen auf Deinen Sarg – viele Rosen, einen ganzen «Rosen-Berg». Eine der Frauen sagte mir später: «Wir haben ihn geliebt – er hat uns Flügel verliehen.»

Kehren wir zurück zum Anfang: Über allem, was Du auf Erden gedacht, gesagt und geschrieben hast und über allem was Du gewesen bist, stand ausgesprochen oder unausgesprochen Jesus Christus, dessen Geistfeuer alles durchdrang.

Ich möchte deshalb diesen kurzen Einblick in Dein Leben und Wirken in ein Jesus-Wort einmünden lassen, das Du selber – von eigener Hand gestaltet – Deinem ersten Buch «Wirklichkeit» vorangestellt hast: «Wer mir nahe ist, ist nahe dem Feuer. Wer mir fern ist, ist ferne dem Reich»:

Wer mir nahe ist
ist nahe dem
Feuer
Wer mir fern ist
ist ferne dem
Reich

Mit diesem Wort grüsse ich Dich, meinen einstigen Lehrer und väterlichen Freund.

Eduard Schweizer

Ein Lehrer und Prediger im Hörsaal und auf der Kanzel

Es war im Herbst 1948. Ich war Student im ersten Semester. Voller Erwartung betrat ich den Hörsaal, um zum ersten Mal eine «Vorlesung» zu besuchen. Ich hatte mancherlei gehört über die «moderne Theologie» und über Theologieprofessoren, die die Bibel zerpfücken und den Glauben lächerlich machen. Und nun war ich gespannt, einem solchen «Bibelkritiker» persönlich zu begegnen.

Der grosse Hörsaal füllte sich, und ein dynamischer, junger Mann begab sich zum Lehrpult. Er begrüßte uns freundlich zum Semesterbeginn und sagte: «Und jetzt wollen wir ein Lied singen!» Und so sangen wir «Morgenglanz der Ewigkeit, Licht vom unerschaffnen Lichte, schick uns diese Morgenzeit deine Strahlen zu Gesichte...». Da ich schon immer gerne gesungen habe (und auch heute noch gerne singe), habe ich kräftig mitgesungen: «... und vertreib durch deine Macht, unsre Nacht».

Und dann begann Eduard Schweizer, so hiess der junge Professor, seine Vorlesung über das Lukas-Evangelium. Er erzählte uns, dass Lukas bei der Abfassung seines Evangeliums Quellen benutzt habe, was man



u. a. daran erkennen könne, dass sein Griechisch in manchen Passagen weniger elegant sei als in anderen. Weiter belehrte er uns über den Charakter der Quellen und über ihre mögliche Herkunft. Doch dabei liess er es nicht bewenden, sondern er fragte auch, was das Lukas-Evangelium für uns heute bedeuten könnte.

Ich fiel aus allen Wolken. Das also ist Bibelkritik? Das war doch viel eher ein «Gottesdienst» mit einer höchst anspruchsvollen wissenschaftlichen «Predigt»!

Und so ging es weiter. Eduard Schweizer begann seine Morgenvorlesungen jeweils mit einem Lied, und dann folgte seine Exegese, die den Bibeltext so aufleuchten liess, dass dadurch nicht nur unser Wissen vermehrt, sondern auch unser Glaube gestärkt und gewandelt wurde.

Nachdem seine Auslegung des Lukas-Evangeliums im Druck erschienen war, hat mir Eduard Schweizer in dieses Buch geschrieben:

*In Erinnerung an die Arbeit am Lukas
im Winter 1948/49 in Mainz
Eduard Schweizer.*

Und dann war ich gespannt auf den nächsten Universitäts-Gottesdienst, in dem Eduard Schweizer die Predigt halten sollte. Er begann mit einer kurzen Liturgie. Dann folgte die Predigt. Und wieder staunte ich: Das

war doch eine «Vorlesung»! Aber so einfach formuliert und so in die Situation hinein gesprochen, dass sie auch für Nicht-Theologen (und das waren die meisten Gottesdienstbesucher) verständlich und hilfreich war.

Da merkte ich: Für den Professor und ehemaligen Gemeindepfarrer gibt es keine Diskrepanz zwischen Glauben und Wissenschaft, zwischen Hörsaal und Kanzel. Beides gehört für ihn zusammen.

Nach meinem Studium bin ich Eduard Schweizer immer wieder begegnet, nicht nur in seinen Büchern, sondern auch bei Vorträgen, Pfarrerkursen, Gemeindefestwochenenden und in Gottesdiensten. Manchmal haben wir auch gemeinsam bei Veranstaltungen mitgewirkt.

Von besonderer Hilfe war mir Eduard Schweizer, als ich 1962 in den USA den Anfängen der Charismatischen Erneuerung begegnet bin.

Auf der Suche nach einer fundierten Interpretation der charismatischen Phänomene entdeckte ich einen Aufsatz von E. Schweizer über die charismatische Gemeinde im Neuen Testament. Ich habe diesen Aufsatz im Mitteilungsblatt des Volksmissionarischen Amtes (dessen Leiter ich damals war) veröffentlicht und mit E. Schweizer über die neutestamentlichen Charismen und ihre Bedeutung für die heutige Christenheit korrespondiert. Anschliessend habe ich ihn in Zürich besucht.

Obwohl E. Schweizer damals Rektor der Universität Zürich war, hat er sich sowohl für die Korrespondenz als auch für das persönliche Gespräch Zeit genommen und mir anschliessend gesagt: «Ich bin froh, dass Sie als

ein in der reformatorischen Tradition verwurzelter und mit der wissenschaftlichen Exegese vertrauter, nüchterner Theologe den weltweiten Charismatischen Aufbruch begleiten und so mithelfen, dass dieser Aufbruch nicht in Seitenkanälen verläuft, sondern im Zentrum der Kirche verankert bleibt.»

Ich konnte nur antworten: «Und dabei haben Sie mir nicht nur mir Ihrem Buch ›Gemeinde und Gemeindeordnung im Neuen Testament‹, sondern auch mit Korrespondenz und Gesprächen entscheidend geholfen.»

Als ich dann später in den Kanton Schaffhausen übersiedelte, war es für mich eine freudige Überraschung, dass Eduard Schweizer regelmässig im Münster zu Schaffhausen predigte. Ich versuchte es einzurichten, dass ich möglichst oft seine Predigten hören konnte, obwohl das nun keine «Vorlesungen» mehr waren, sondern schlichte, lebensnahe Verkündigung.

Nach einem solchen Gottesdienst schrieb mir Eduard in sein kürzlich erschienenen Buch «Theologische Einleitung in das Neue Testament»:



Gott möge sein Wort sprechen
durch all unsere ungeschickten Worte hindurch
Münster Schaffhausen, 22. Juni 1997

Eduard Schweizer.

Als Eduard Schweizer am 21. März 1999 seine Predigt-
tätigkeit in Schaffhausen beendete, hat der Münster-
pfarrer Martin Eichrodt in Absprache mit Eduard (ich
war unterdessen längst per «Du» mit E. Schweizer) den
Termin so gelegt, dass ich am Abschiedsgottesdienst
teilnehmen konnte (Seite 113, Bild oben).



**Evangelische
Kirchgemeinde
Münster
Schaffhausen**

Abschiedspredigt von Prof. Eduard Schweizer

**Sonntag, 21. März 1999
9.45 Uhr im Münster**

Münsterkantorei
Ltg. W. Geissberger



Damit war jedoch der Kontakt mit meinem ersten theologischen Lehrer nicht beendet, sondern ich besuchte im Januar 2000 noch einmal eine Vorlesung von Eduard mit dem Titel «Oekumenische Theologie» im katholischen Priesterseminar Chur (Bild unten).



Im Anschluss an diese Vorlesung schenkte mir Eduard seinen Kommentar über den 1. Petrusbrief, der 1998 «vollständig neu bearbeitet» erschienen ist. In dieses Buch schrieb er folgende Widmung:

Arnold Bittlinger,
der mir schon in den vierziger Jahren in Mainz
zuhörte,
mir immer wieder segensreich begegnete
und es tatsächlich aushielt, mir noch einmal
bis heute in Chur zuzuhören,
mit dankbaren und guten Wünschen

Eduard Schweizer

26.1.2000

Dieses Geschenk hat mich besonders bewegt, da ich zu den «Kommilitonen» an der Universität Mainz gehörte, denen Eduard die 1949 (vor mehr als 50 Jahren!) erschienene erste Auflage dieses Buches gewidmet hat:

*Den Freunden, Kollegen und Kommilitonen,
an der evangelisch-theologischen Fakultät
Mainz in Dankbarkeit für ein gutes, gemein-
sames Wegstück*

Aber auch die Vorlesung in Chur war nicht das Ende meines Kontaktes zu Eduard, sondern ich habe den über 80-jährigen anschliessend zu einem Seminar der



«Oekumenischen Akademie» ins Nidelbad eingeladen. In diesem Seminar hat uns Eduard Schweizer – lebendig wie eh und je – den Apostel Paulus als ökumenische Gestalt vor Augen gemalt.

Bei einem letzten Gespräch, zu dem mich Eduard in seine Zürcher Wohnung eingeladen hatte, ging es nicht mehr um theologische Probleme. Es war eine sehr persönliche Begegnung eines alten Professors mit seinem unterdessen ebenfalls ergrauten Schüler.

Gertrud Erni

Zum 70. Geburtstag einer aussergewöhnlichen Frau

Seit es Menschen gibt, gibt es Gedenkfeiern oder besser: Erinnerungsfeiern. Anlässe dazu sind Geburtstage, Todestage oder Namenstage. Solche Tage rufen uns das



Leben eines Menschen in Erinnerung und fragen uns, was dieser Mensch für unser Leben bedeutet, was wir von ihm verinnerlicht haben.

So haben wir zum Beispiel in diesem Jahr (2007) am 26. November an den 150. Todestag von Joseph von Eichendorff gedacht. Dankbar habe ich mich an diesem Tag an den Dichter erinnert, der meine Seele berührt, wenn ich zum Beispiel sein von Robert Schumann vertontes Lied singe: «Es war als hätt' der Himmel die Erde still geküsst, dass sie im Blüteschimmer von ihm nur träumen müsst...»

116

In der Bibel werden wir dazu aufgerufen, nicht zu vergessen, was Gott uns Gutes getan hat: «Vergiss nicht, was Gott dir Gutes getan hat.»

Dazu gehören auch Menschen, durch die uns Gott in besonderer Weise geholfen und weitergeführt hat. So lesen wir im Hebräerbrieft (13,7): «Gedenket der Menschen, die euch die allumfassende göttliche Wirklichkeit nahe gebracht haben.» Zu solchen Menschen gehört auch Gertrud Erni.

Erinnerungsfeiern haben nichts mit Menschenverherrlichung zu tun, sondern sie sind Gottesverherrlichung. Jeder Mensch ist ein Gedanke Gottes. In jedem Menschen spiegelt sich etwas von der göttlichen Wirklichkeit – in dem einen mehr, in dem anderen weniger. Durch jeden Menschen, den uns Gott an unseren Lebensweg stellt, will er zu uns reden.

Wenn wir heute, am 16. Dezember 2007, an Gertrud Erni denken, dann haben alle, die sie näher gekannt haben, Erinnerungen an diese aussergewöhnliche Frau. Und von solchen Erinnerungen soll heute die Rede sein. Dabei wollen wir uns fragen, in welcher Weise Gertrud unser Leben ein Stück weit geprägt hat.

Wenn ich die zwanzig Jahre, in denen ich mit Gertrud zusammengearbeitet habe, an mir vorüberziehen lasse, dann sind es sieben Bilder, die aus meinem Innern aufsteigen. Ich will versuchen, diese sieben Bilder in Worte zu fassen.

Ein erstes Bild: *Ich sehe Gertrud vor mir als einen Menschen der offenen Worte.*

Anfangs der 70er-Jahre bin ich Gertrud zum ersten Mal begegnet. Sie kam zusammen mit ihrer Freundin Maria Angliker zu einer Tagung der Oekumenischen Akademie nach Schloss Craheim. Es war eine TZI-Tagung (Themenzentrierte Interaktion), zu der ich Peter Rohner aus St. Gallen als Trainer eingeladen hatte. Nach einer ausführlichen Vorstellungsrunde fragte Peter, ob wir besondere Wünsche für den Rest des Abends hätten. Ich sagte damals: «Ich schlage vor, dass wir in den Schlosskeller gehen und noch ein Glas Bier trinken». Ich hatte diesen Satz noch nicht zu Ende gesprochen, als Gertrud wie von einer Tarantel gestochen auffuhr und mich empört anfuhr: «Wir haben die lange Reise von der Schweiz bis hierher gemacht, um etwas zu lernen und jetzt wollen Sie Bier trinken!» Natürlich hat sich Gertrud durchgesetzt und wir haben an jenem Abend noch etwas erarbeitet. Diese erste Begegnung mit Gertrud ist mir bis heute in Erinnerung geblieben und sie fällt mir immer wieder ein, wenn es mich nach einem Kursabend gar zu schnell in die Tagungsbeiz zieht.

Ich war jedoch nicht der einzige, den Gertrud so in den Senkel gestellt hat – nein, auch andere haben ihre z.T. schneidenden offenen Worte erlebt und nicht immer wohlwollend aufgenommen. Manche fühlten sich sogar gelegentlich verletzt. Mir haben jedoch solche offenen Worte weitergeholfen und ich bin Gertrud dankbar, dass sie mir gegenüber nie ein Blatt vor den Mund genommen hat. Gertrud hat gewusst, dass sie manch-

mal recht borstig reagieren kann, und so hat sie mir als Widmung in ihr erstes Buch, «Die Vaterunser-Chakren-Meditation», geschrieben:

*Im Chaos wo der
Chakrabürsche ...*

23. März 94

Ein zweites Bild: *Ich sehe Gertrud vor mir als einen Menschen, der hinter den Horizont schaut.*

Gertrud hörte das Gras wachsen. Sie spürte, was dran ist. Sie hatte immer wieder neue Ideen und die hat sie dann auch verwirklicht. Aus ihrer Schrift «Frauen verwirklichen Ideen» nenne ich einige Überschriften:

Das ökumenische Morgengebet, Der Buchthaler Frauenkafi, Der ökumenische Frauenzmorge, Der Feierabend für Frauen, Meditationstanzabende – lauter Veranstaltungen, die Gertrud initiiert hat. Später kamen dann noch weitere «Gründungen» hinzu.

Vieles von dem, was Gertrud angefangen hat, besteht weiter. Zum Blick hinter den Horizont gehört jedoch auch, dass sie negative Strömungen erkannt hat. So erinnere ich mich an folgendes Ereignis: Anfangs der 80er-Jahre kursierten in der Schweiz sogenannte «Prophetien», dass demnächst der dritte Weltkrieg ausbrechen würde und dass die Lebensmittel knapp würden und Vieles zu Grunde gehen würde. Ich weiss von ei-

ner Frau, die daraufhin eine Unmenge Noten kopiert hat, vor allem Klassiker (Bach, Beethoven, Mozart u. a.) um sie in Schutzräumen sicher zu verwahren. Ich konnte damals auch den Leiter eines grossen Altersheims. Er hat eine riesige Menge Trockenfrüchte und haltbare Lebensmittel eingekauft und sicher gelagert. Ich weiss von einer Frau, die in eine vermeintlich sichere Gegend umgezogen ist, etc. etc. Wir sassen damals in Schaffhausen zusammen mit Gertrud in einem kleinen Kreis an einem Tisch vor dem Restaurant «Thiergarten», als das Gespräch auf diese sogenannten «Prophetien» kam. Ich fragte Gertrud, was sie davon halte. Sie schaute gespannt ins Weite, so als würde sie etwas sehen, und rief erregt: «Säublodere!» (Schweine-Blasen). Dieser Ausruf wirkte wie ein frischer Windstoss, der diese falschen Prophetien geradezu wegfegte. Auch in anderen undurchsichtigen Situationen habe ich manchmal Gertrud gefragt, was sie davon halte. Ihr Urteil war jeweils messerscharf – positiv oder negativ.

Ich habe selten einen Menschen erlebt, bei dem das Charisma der Geisterunterscheidung so deutlich ausgeprägt war wie bei Gertrud.

Ein drittes Bild: *Gertrud war «evangelikal und esoterisch».*

So lautet auch der Titel ihres zweiten Buches. Sie selber schreibt zu diesem Titel:

«Während der Arbeit an diesem Buch hatte ich in der Nacht einen Traum. Beim Aufwachen fühlte ich mich wie gerädert. Mein Körper und meine Gedanken waren schwer wie Blei, und doch stand jede Einzelheit des

Traumes klar vor mir: Auf meinem Schreibtisch lagen die Entwürfe für dieses Buch in einem wirren Durcheinander. Verwirrt und ratlos sass ich davor. «Warum bist du nur auf die unmögliche Idee gekommen, diese beiden Pole deines Lebens – das Evangelikale und das Esoterische – unter einen Hut zu bringen?», dachte ich im Traum. «Hättest du dich doch auf deine Erfahrungen mit der Gesetzmäßigkeit in deiner evangelikalen Vergangenheit beschränkt oder nur von Befreiungserlebnissen bei deiner Begegnung mit der Esoterik erzählt! Aber in beidem Positives und Negatives sehen und beides zusammenbringen? Unmöglich!»

Der Traum hatte für mich etwas Bedrückendes. Als ich am andern Tag bei der Sommersonnwendfeier Sophia, eine Bekannte, traf, konnte ich nicht anders, ich musste ihr einfach davon erzählen. Sophia hörte mir aufmerksam zu. Dann sagte sie: «Gehört nicht beides zu deinem Leben? Die gesetzliche Seite, aber auch die Seite der Freiheit?» Und dann fügte sie, etwas verschmitzt lächelnd, hinzu: «Und der Weg, der dazwischen liegt, auch!»»

Ihre ausgeprägte Gabe der Geisterunterscheidung bewahrte Gertrud vor dem Abgleiten nach rechts oder links – vor dem Bedrücktwerden durch das Gesetz und vor dem Abheben in eine «Rosarote-Wolken-Esoterik». Ja, es ist schon so: Der breite Weg, vor dem Jesus warnt, kann sowohl der evangelikal-gesetzliche Weg sein als auch der esoterisch-freiheitliche. Der schmale Weg, der zum Leben führt, ist der Weg zwischen den beiden Extremen.

Dietrich Bonhoeffer hat einmal gesagt: «Der schmale Weg ist der Weg auf des Messers Schneide.» Er meint damit: Man kann nach beiden Seiten herunterfallen, nach der rechten und nach der linken. Im Laufe der Jahre ist es Gertrud immer besser gelungen, den Weg zu gehen, der zwischen den beiden Extremen liegt – «evangelikal *und* esoterisch».

Ein viertes Bild: *Gertrud war eine «unruhige Haut».*

Diese Seite gehörte auch zu Gertrud. Ich würde sie nicht erwähnen, wenn Gertrud sich nicht selber so bezeichnet hätte. Der Ausdruck stammt aus einem alten Kirchenbuch, in dem Gertruds Mann Hanspeter einmal Ahnenforschung betrieben hat. Dort hatte der Pfarrer neben dem Beerdigungseintrag einer Vorfahrin von Gertrud als Randbemerkung geschrieben: «Sie war eine unruhige Haut». Für Gertrud war das ein Aha-Erlebnis: «Meine Unruhe liegt also in meiner Familie!»

Ich erinnere mich: Bei dem erwähnten TZI-Kurs in Schloss Craheim machten wir eine Wiegeübung. Wir standen nebeneinander und einander gegenüber und hielten uns an den Händen. Eine oder einer durften dann auf den Händen liegen und wurde sanft gewiegt. Alle, die sich wiegen liessen, haben dies sehr genossen – ausser Gertrud. Kaum hatte sie sich auf unsere Hände gelegt und wir hatten mit dem Wiegen begonnen, als sie sich ruckartig aufrichtete und davon laufen wollte. Der Tagungsleiter hat sie dann sanft wieder zurückgedrückt. Gertrud hat sich jedoch nur allmählich beruhigt. Doch dann hat das Wiegen in ihrer Tiefe et-

was Entscheidendes ausgelöst: Gertrud hatte eine MS-krankte Mutter und hat als Kind nie erfahren, dass sie gewiegt wurde. Dieses liebevolle Wiegen im TZI-Kurs berührte eine tiefe Schicht in ihrer Seele.

Auch später habe ich erlebt, wie Gertrud plötzlich aufgesprungen und davon gelaufen ist. So zum Beispiel von der Orgelbank in der Klinik Breitenau, wo sie eine zeitlang Organistin war. Oder einmal im Bündnerland, wo sie mit ihrer Familie Ferien machte und plötzlich nach Schaffhausen zurückgefahren ist.

In der Anfangszeit ihrer Krankheit hat sich diese Unruhe enorm verstärkt. So ist sie zum Beispiel einmal während eines Spaziergangs plötzlich davon gerannt – quer über die regennassen Wiesen und Felder.

Etwas von dieser Unruhe wird auch im fünften Bild deutlich:

Ein fünftes Bild: *Gertrud entfaltete eine enorme Wirksamkeit.*

Wenn ich heute daran zurückdenke, fällt mir jeweils ein Lied ein, das wir in Jugendkreisen gesungen haben:

*Auf, denn die Nacht wird kommen,
auf mit dem jungen Tag,
wirket am frühen Morgen
eh's zu spät sein mag.
Wirket im Licht der Sonne,
fanget bei Zeiten an!
Auf, denn die Nacht wird kommen –
da man nicht mehr kann.*



Gertruds Wirksamkeit war ungeheuerlich. Sie war die Seele der Oekumenischen Akademie. Ich war nur der Kopf. Sie hat viele Tagungen und Kurse veranstaltet. Sie war eine gefragte Referentin. Sie hat als Musiktherapeutin und als Erwachsenenbildnerin gewirkt. Als für sie 1999 die Nacht «da man nicht mehr kann» begann, hatte sie noch auf zwei Jahre hinaus ein volles Programm. Alle Veranstaltungen mussten abgesagt werden.

Gertrud hat ihre Gaben voll eingesetzt. Sie hat ihr Talent nicht vergraben, sondern aus ihren Gaben das bestmögliche gemacht. Ich muss jeweils an Gertrud denken, wenn ich im Neuen Testament das Gleichnis Jesu von den anvertrauten Talenten lese. Nein – Gertrud hat ihr Talent nicht vergraben, sondern voll eingesetzt. Sie hat geahnt, dass die Nacht kommen wird, «da man nicht mehr kann». Ich erinnere mich: An ihrem sech-

zigsten Geburtstag, den wir vor zehn Jahren hier im Hofackerzentrum gefeiert haben, hat sie wütend mit dem Fuss gestampft. Sie war zornig und innerlich aufgewühlt, weil sie spürte, dass die Zeit ihres Wirkens sich dem Ende zuneigt.

Ein sechstes Bild: *Gertrud war ein Mensch, der an sich selber gearbeitet hat.*

Das habe ich schon im ersten TZI-Kurs erlebt. Sie hat sich voll hineingegeben. Sie hat später eine längere Psychoanalyse absolviert und an zahlreichen Weiterbildungskursen teilgenommen. Gertrud hatte besondere Mühe mit ihrem «Schatten», von dem sie sich manchmal überwältigt fühlte. Als ich ihr in einer solchen Situation einmal den Ausspruch von C. G. Jung sagte: «80 Prozent unseres Schattens ist pures Gold», war Gertrud geradezu überwältigt und beglückt darüber, dass so viel «Gold» in ihr ist. Sie hat daraufhin begonnen, sich nicht mehr über ihren Schatten zu ärgern, sondern im Gegenteil versucht, diesen Schatz zu heben und zu integrieren.

Und schliesslich noch:

Ein siebtes Bild: *Gertrud war ein Mensch, der die Erde mit dem Himmel verbunden hat.*

Dazu möchte ich Gertrud selber zu Wort kommen lassen. In ihrem letzten Buch «Die Erde mit dem Himmel verbinden» beschreibt Gertrud spannend, wie sie das Beatrice-Bild von Salvatore Dali entdeckt und wie dieses Bild zu ihr geredet hat. (Dali hat in diesem Bild

seine Vision der Beatrice aus der «Göttlichen Komödie» von Dante gemalt.) Ja, in diesem Bild hat Gertrud sich selber gesehen. Es war für sie ihr Spiegelbild.

Gertrud schreibt zu dieser Dali-Beatrice:

«Immer wieder höre ich in diese Beatrice hinein. Breit und schwer sitzt sie auf der Erde. Sie sitzt, als hätte der dunkel abfallende Berg einen Sitz für sie gebildet. Sie thront in diesem Erdensitz, so als wäre sie mit der Erde verwurzelt. Ihre Haltung ist königlich, sie herrscht über die Geheimnisse des Lebens auf dieser Erde.

Mit einer Geste weist sie zum Licht des Himmels, und damit weist sie uns auf die Aufgabe unseres Lebens, nämlich das Licht des Himmels in unser Erden-Dasein zu holen. Beatrice kann bei ihrem Hinweis zum Himmel nicht abheben, sie sitzt fest auf der Erde, ist mit ihr verbunden. Sie vermittelt mir den Eindruck einer erdverbundenen, selbstbewussten Frau. Indem ich sie anschau, sie auf mich wirken lasse, belebt sie die entsprechenden Seiten in mir. Und was sich in mir belebt, das ziehe ich auch äusserlich an. Und so begegne ich vermehrt Frauen, deren Beziehung zur Erde sich verändert, vertieft. Aus dieser neuen Liebe zur Erde erwacht auch die Sehnsucht, diese Liebe zu pflegen und ihr Ausdruck zu verleihen.

Indem wir uns mit der Erde vertraut machen, verändern wir uns allmählich. Um den Gang durch unser Leben zu meistern, brauchen wir die Energien der Erde.

Beatrice weist uns den Weg des Lebens, sie zeigt nach rechts, in die Zukunft – und sie bleibt dabei fest,



schwer und breit in der materiellen Realität verwurzelt wie ein Baum.

Wenn ich mich aus der Betrachterinnenrolle herausbegebe und in Beatrice hineinschlüpfe, dann weise ich

mit dem linken Arm nach links. Bei Kreistänzen gehen wir linksseitig in die Vergangenheit. Die linke Hand erinnert daran, dass auch die Vergangenheit zu unserem Leben gehört. Sie will integriert und, wenn nötig, verarbeitet werden. Denn unerledigte Konflikte sind Lebensenergiefresser.

Nicht nur um unsere Lebensaufgaben zu lösen, sondern auch um unser irdisches Abenteuer kreativ zu gestalten, fliessen uns Erdkräfte zu. Es fliessen uns aber auch Himmelskräfte zu, wenn wir es lernen, sie anzuzapfen.

In Dalis Bild verbindet sich die ursprüngliche Gestalt der Seelengeleiterin Beatrice aus Dantes «Göttlicher Komödie» mit einer durch die Lebenserfahrung gereiften Frau. Diese Beatrice lockt uns nicht in ein oberflächliches Glücksgedusel. Die Erde, auf der sie sitzt, ist dunkel, der Weg, auf den sie weist, ist steil. Nur Schritt für Schritt kann er bewältigt werden. Indem Beatrice nach oben zeigt, will sie uns nicht benebeln, sondern auf unsere Aufgabe hinweisen, das Licht des Himmels im alltäglichen Leben auf dieser Erde wirksam werden zu lassen.»

Rückblicke

Drei Wünsche

Als ich zwölf Jahre alt war, habe ich begonnen, allabendlich vor dem Einschlafen mit Gott zu reden und ihn zu bitten, mir drei Wünsche zu erfüllen. Ich habe zu Gott gesagt: Lieber Gott, mach, dass ich ein Fahrrad bekomme, mach, dass ich eine Trompete bekomme und mach, dass «Dorothea» (ein Mädchen, in das ich damals verliebt war) meine Frau wird.

Ich habe meinem Vater die ersten beiden Wünsche erzählt, den dritten habe ich für mich behalten.

Und wie haben sich diese drei Wünsche erfüllt?

Zum ersten Wunsch: Ein Fahrrad konnte man mitten im Krieg nicht kaufen. Mein Vater hat jedoch bei einem Hausbesuch in der Scheune eines alten Winzers ein älteres, noch einigermaßen gut erhaltenes Fahrrad entdeckt und den alleinstehenden hochbetagten Besitzer des Fahrrades gefragt, ob er ihm dieses Velo abkaufen könne. Der Winzer meinte, dass er schon seit längerer Zeit nicht mehr Fahrrad fahre und dass er deshalb gerne bereit sei, es ihm zu verkaufen.

Und so erhielt ich zu meinem Geburtstag ein Fahrrad. Auf dem mittleren Weg, der unseren grossen Gar-

ten in zwei Hälften teilte, machte ich meine ersten Fahrversuche. Nachdem ich mich einigermaßen im Sattel halten konnte, wagte ich mich auf die Strasse und fuhr den Edenkobener Stadtberg hinunter. Vor dem Spielwarengeschäft André warf ich einen Blick auf die Auslagen im grossen Schaufenster. Dabei kam ich von der Fahrbahn ab, kollidierte mit einem entgegenkommen- den Fahrrad (ich weiss heute noch den Namen der Lenkerin) und stürzte mitsamt meinem Fahrrad auf die Strasse. Das Vorderrad wurde stark verbogen, so dass ich nicht mehr fahren konnte. Während die Kollisionspartnerin mich empört beschimpfte, trug ich das lädierte Vehikel unter den neugierigen Blicken der Strassenpassanten den Stadtberg hinauf und verstaute es in unserer Waschküche. Das also war meine erste Erfahrung mit meinem ersten erfüllten Wunsch.

Nachdem es mir gelungen war, bei einem Fahrradhändler ein gebrauchtes Vorderrad aufzutreiben und zu montieren, fuhr ich noch viele Jahre lang mit diesem Veloziped nicht nur auf den Strassen und Gassen von Edenkoben, sondern auch während meiner Luftwafenhelferzeit zum Gottesdienst nach Frankenthal (davon berichte ich im ersten Teil meiner Erinnerungen) und nach dem Krieg mit den «Adlern» zu Exkursionen und in Ferienlager. Manchmal fuhr ich auch per Velo ins Gymnasium nach Neustadt. Im Jahre 1947 ist dieses Fahrrad, das ich nie abgeschlossen habe, auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Das also war das Ende des «gewünschten» Fahrrads, das jedoch schon bald einen Nachfolger fand.

Beim Stöbern im riesigen Speicher unseres Edenkobener Pfarrhauses entdeckte ich zwischen allerlei Kisten und Kasten das alte Velo meines Vaters, mit dem er einst als Pfarrer in seiner elsässischen Diaspora-Gemeinde und in den Vogesen herumgeradelt ist. Es war ein schweres, zum Teil verrostetes Gefährt. Ich habe die Lenkstangen mit Schmirgelpapier entrostet und mit Silberbronze angestrichen. Da es 1947 noch nichts zu kaufen gab, ist es mir gelungen, im Tauschhandel eine neue Bereifung für das Fahrrad aufzutreiben. Und so bin ich während meiner Studienzeit in Mainz und später in Heidelberg auf diesem schweren elsässischen Stahlross in die Uni und später in Kaiserslautern durch meinen Gemeindebezirk und durch die von Ruinen gesäumten Strassen ins CVJM-Heim geradelt.

Auch während meiner Zeit als Pfarrverweser in Speyer bin ich durch meinen Gemeindebezirk und durch die dazugehörenden Vororte auf diesem alten Velo gefahren.

Während meiner Zeit als Leiter der Schülermission konnte ich meine deutschlandweite Tätigkeit nicht mehr mit dem Fahrrad ausüben, und so stand es im Schuppen in Edenkoben und wurde 1954 beim Auszug meiner Eltern aus dem Pfarrhaus «entsorgt». Während meiner Zeit in Ludwigshafen am Rhein im Volksmissionarischen Amt, in Hannover und in Craheim bin ich ohne Fahrrad ausgekommen. Doch kurz vor unserem Umzug nach Oberhallau hörte ich im Februar 1978 im Traum eine Stimme, die klar und deutlich sagte: «Kaufe ein Fahrrad!» Da ich mir angewöhnt habe, meine

Träume ernstzunehmen, bin ich am nächsten Tag nach Schweinfurt gefahren und habe mir für 80 DM ein einfaches Velo ohne Gangschaltung (Marke «Herkules») gekauft. Dieses Fahrrad besitze ich heute noch.

Mein zweiter Wunsch («Ich wünsche mir eine Trompete») ging 1942 in Erfüllung. Ich berichte darüber im ersten Teil meiner «Erinnerungen». Fast zehn Jahre lang hat mich mein geliebtes Flügelhorn begleitet. Doch dann musste ich mich von ihm trennen. Es fand eine neue Bleibe im Instrumentengrundbestand des Edenkobener Posaunenchores, wo es vermutlich heute noch geblasen wird. Ich freue mich, dass mein Neffe Andreas, der Sohn meiner Schwester Johanna, meine Trompeten-Liebe «geerbt» und seinen Onkel an Virtuosität übertroffen hat (so wie mich meine Enkelin Marion im Violinspiel überrundet hat).

Mein dritter Wunsch («Ich wünsche mir, dass «Dorothea» meine Frau wird) hat sich nicht erfüllt. («Dorothea» heisst natürlich anders, aber da sie noch lebt und seit mehr als fünfzig Jahren verheiratet ist, verwende ich einen Namen, der nach meiner Meinung auch zu ihr passt.) «Dorothea» war meine erste Liebe. Schon als Zehnjähriger war ich in sie verliebt. Diese Verliebtheit hat viele Jahre lang angedauert, bis ich einsah, dass ich bei «Dorothea» keine Chance habe, vor allem – wie ich damals meinte – wegen «Albert» (ebenfalls ein Pseudonym), mit dem «Dorothea» befreundet war. Als ich mit dem Studium begann, haben sich unsere Wege auch

äusserlich getrennt. Später habe ich erfahren, dass ‹Dorothea› geheiratet hat – allerdings nicht ‹Albert›. Wie es der Zufall so will, tauchte ‹Albert› Ende der 50er-Jahre zusammen mit seiner damaligen Verlobten in meinem Pfarrhaus in Ludwigshafen auf, um mich zu bitten, ihn zu trauen. In einem ausführlichen Traugespräch hat mir ‹Albert› erzählt, wie sich ‹Dorothea› von ihm getrennt und er seine jetzige Verlobte gefunden hat.

Das also waren die drei Wünsche, die ihren Ursprung im Gebet des Zwölfjährigen hatten und die sich nur vorübergehend oder gar nicht erfüllten. Diese drei Wünsche hatten jedoch drei ‹Nachfolger›, davon soll jetzt die Rede sein.

Noch einmal drei Wünsche

Als ich etwa 18 Jahre alt war, bewegte mich die Frage, was ich mir für mein Leben wünsche. Aus der Tiefe meiner Seele tauchten damals drei Wünsche auf, die allmählich immer stärker wurden und schliesslich wie ein Programm für mein Leben vor meinem inneren Auge standen. Und so habe ich allabendlich vor dem Einschlafen mit Gott geredet und ihm gesagt, ich möchte die Bibel kennenlernen, ich möchte die Welt kennenlernen und ich möchte die Menschen kennenlernen.

Um die Bibel kennenzulernen, begann ich mit dem Studium der Theologie. Um die Welt kennenzulernen,

begann ich zu reisen. Um die Menschen kennenzulernen, studierte ich Psychologie. Und jetzt stehe ich in meinem 85. Lebensjahr (Herbst 2012), schaue zurück und frage mich: «Was ist aus diesen drei Wünschen geworden?» Staunend stelle ich fest: Sie haben sich in wunderbarer Weise erfüllt. Aber nicht so, dass ich heute sagen könnte «jetzt kenne ich die Bibel» und «jetzt kenne ich die Welt» und «jetzt kenne ich die Menschen», sondern so, dass ich sage: In der Bibel habe ich wunderbare Schätze und tiefe Weisheiten entdeckt – aber ich bin mit meiner Entdeckungsreise noch lange nicht am Ende angelangt, sondern ich entdecke immer neue Schätze.

Bei meinen Reisen durch die Welt habe ich Wunder der Schöpfung Gottes entdeckt, und ich entdecke sie immer noch. Aber gleichzeitig ist meine Seele aufgewühlt, wenn ich sehe, wie wir Menschen diese wunderbare Schöpfung immer mehr zerstören. Im Anblick solcher Zerstörungen und Vernichtungen steht mir immer wieder der Satz aus dem Neuen Testament vor Augen *«riza gar pantoon toon kakoon estin hä philargyria»* – «Wurzel aller Übel ist die Geldliebe» (1. Tim 6,10). (Unmittelbar bevor ich diesen Satz geschrieben habe, hat das Fernsehen von den schrecklichen Spätfolgen der Erdölkatastrophe berichtet, die Menschen 2011 im Golf von Mexiko aus Geldgier verursacht haben.)

Und was wurde aus meinem dritten Wunsch («Ich möchte die Menschen kennenlernen»)? Viele Jahre lang habe ich als Psychotherapeut gearbeitet, zunächst in ei-

ner psychiatrischen Klinik und später in freier Praxis. Vorher habe ich mich jedoch mit meiner eigenen Seele befasst. Ich habe gelernt, auf meine Träume zu achten. Tausende von Träumen habe ich aufgeschrieben und angeschaut und dabei nicht nur die Abgründe meiner Seele kennengelernt, sondern manchmal auch staunend erlebt, dass Gott in meinen Träumen zu mir redet. Dabei kam mir immer wieder ein Satz in Erinnerung, den ich bei einer Tagung der Oxford-Gruppenbewegung (1946) gehört habe: «Wer sich kennt, kennt die ganze Welt und hat den Schlüssel zu den Herzen aller Menschen.» Ich habe jedoch auch das Umgekehrte erfahren: Je mehr ich meine «Patienten» und «Klienten» (ich nenne sie lieber meine «Gesprächspartner») und ihre Träume kennengelernt habe, desto mehr habe ich mich selber kennengelernt – und dieser Prozess ist noch lange nicht zu Ende.

Das also sind die zweiten «drei Wünsche». Sie haben sich nicht nur in erstaunlicher Weise erfüllt, sondern sie erfüllen sich immer noch. Immer noch entdecke ich bei meiner täglichen Bibellektüre Schätze, die meine Seele erquicken. Immer noch entdecke ich Schönheiten der Welt – jetzt nicht mehr in fernen Ländern, sondern bei Spaziergängen in meiner unmittelbaren Umgebung. Und immer noch entdecke ich in Gesprächen mit Menschen verborgene Reichtümer der menschlichen Seele.

Angst

Es war im September 1944. Ich war damals 16 Jahre alt. Von einem wolkenlosen Himmel strahlte die Sonne – ein warmer Spätsommertag. Doch dann meldete der Rundfunk: «Starke Bomberverbände über Traben-Trarbach, Kurs Süd-Ost.» Wir wussten: «Das gilt uns!» Und dann konnten wir sie erkennen – die amerikanischen «Fliegenden Festungen». Ihre Silberleiber leuchteten in der Sonne. Aber sie flogen zu hoch für unsere 10,5cm-Fliegerabwehr-Kanonen. Die Rohre der 12,8cm-Geschütze, die so hoch schießen konnten, lagen zwar schon auf dem Gelände der Flak-Batterie, aber sie waren noch nicht montiert.

Und so flogen die «Fliegenden Festungen» ruhig und unbehindert in geordneten Formationen mit monotonem, unheilschwangerem, dumpfem Motorengeräusch durch den stahlblauen Himmel – in direktem Anflug auf Mannheim-Ludwigshafen und damit auf unsere Batterie.

Noch ehe wir überlegen konnten, ob sie weiterfliegen oder ihre Bombenlast über Ludwigshafen-Mannheim und damit über uns abladen würden, begann es zu rauschen – ein unheimliches Rauschen, wie wir es von früheren Bombenangriffen nur allzugut kannten, und zwischen dem Rauschen das Krachen der Einschläge.

Wir wussten: Bomben, die man rauschen hört, sind ungefährlich, denn sie haben die Erde bereits getroffen. Aber während des Rauschens kamen andere Bomben,

die noch nicht rauschten. Und die schlugen mit ungeheurer Wucht auf das Gelände unserer Gross-Batterie ein.

Neben dem Kommandogerät und dem Flugmelde-Fernrohr, das ich bediente, war ein kleiner, flacher, keineswegs bombensicherer Unterstand, in dem mancherlei Geräte aufbewahrt wurden. An der Wand dieses Raumes stand ein kleiner Kanonenofen. Zusammen mit den Luftwaffenhelfern, die das Kommandogerät bedienten, und dem zuständigen Oberwachtmeister eilte ich in diesen Raum, und dann stand ich eingeklemmt zwischen dem kleinen Kanonenofen und der Gebäudewand, während das Gebäude bebte. Draussen rauschten und krachten die Bomben. Ich stand hinter dem Kanonenofen und hatte panische Angst. Es war eine Angst, wie ich sie seither nie mehr erlebt habe. Mein ganzer Körper war geschüttelt vor Angst. Ich erwartete jeden Augenblick Tod und Vernichtung. Es war eine Ur-Angst, die ich nach fast siebzig Jahren immer noch gegenwärtig setzen kann und die mich verstehen lässt, was Menschen empfinden, die Angst haben.

Ich kann deshalb die Angst nachempfinden, die jener Schwarze in Sartres Drama «Die ehrbare Dirne» hatte, als er gelyncht werden sollte. Als Lizzi fragt, was werden sie tun, wenn sie dich kriegen, antwortet der Schwarze: «Benzin! Sie werden kein Erbarmen haben, sie werden mich über die Augen peitschen, sie werden ihre Benzinkanister über mich giessen, sie werden es anzünden.»

In einem Schwarz-Weiss-Film, den ich vor vielen Jahren gesehen habe, war die Angst des Schwarzen so realistisch dargestellt, dass ich in dem vor Angst geschüttelten Schwarzen meine Angst wieder erkennen konnte, als ich hinter dem Kanonenofen vor Angst geschützt wurde. Durch dieses Angst-Erlebnis kann ich mich auch in das von der Malerin Lore Hermann-Pintus geschilderte Angst-Erleben ihres jüdischen Klavierlehrers hineinversetzen, den die Disgregations-Angst in die Verzweiflung treibt. (Dieser Bericht von Lore Hermann-Pintus ist im Metanoia-Verlag unter dem Titel «Angst» erschienen.)

Nachdem jener Bombenangriff im September 1944 vorüber war und die von der Bombenlast befreiten «Fliegenden Festungen» mit hellerem Motorengeräusch ihren Rückflug angetreten hatten, verliessen wir den von Bombentrichtern umgebenen, selbst aber unbeschädigten Unterstand. Unmittelbar neben diesem Unterstand war ein Luftwaffenhelfer unter den von einer Bombe aufgewirbelten Erdmasse verschüttet worden. Nur noch sein Haarschopf schaute aus der Erde heraus. Mit vereinten Kräften haben wir ihn ausgegraben. Er hat noch gelebt.

In unserer Nachbar-Batterie, die direkt neben unserer Stellung lag, gab es einen ähnlichen Unterstand. Dort hat eine Blindgängerbombe das Dach durchschlagen. Ein junger Soldat befand sich an der gleichen Stelle, an der auch ich in unserem Unterstand gestanden war. Die Bombe hat ihm beide Beine abgeschlagen und

ihn so schwer verletzt, dass er noch an der Unfallstelle verstarb.

Im Anschluss an dieses Erlebnis habe ich ein Jesuswort (Joh 16,33) vertont:

The image shows three staves of musical notation in 4/4 time, with lyrics written below each staff. The first staff contains the lyrics 'In der Welt habt ihr Angst, a - ber'. The second staff contains 'seid ge - trost, ich hab'. The third staff contains 'die Welt ü - ber - wun - - den'. The music is written in a simple, melodic style using a treble clef and a key signature of one sharp (F#).

In der Welt habt ihr Angst, a - ber

seid ge - trost, ich hab

die Welt ü - ber - wun - - den



Viele Jahre später habe ich an einem Bioenergetik-Seminar teilgenommen. Das Thema des Seminars lautete «Angst». Wir hatten kleine Gruppen zu je fünf bis sieben Studierenden gebildet, in denen wir einander unsere Erfahrungen mit Angst und Ängsten mitteilen sollten. Gleich zu Beginn des Gesprächs sagte ich, dass ich zu diesem Thema nichts beitragen könne, da ich keine Angst habe. Daraufhin stand eine Studentin spontan auf und verliess die Gruppe mit den Worten: «Mit einem, der keine Angst hat, möchte ich nicht in der Gruppe sein.»

Ihre Worte trafen mich wie ein Messerstich. Und dann wurde ich von der Gruppe und anschliessend im Plenum vom Seminarleiter mit bioenergetischen Übungen und später bei bioenergetischen Einzelsitzungen in die Zange genommen und die verdrängten Angsterlebnisse brachen aus mir heraus – sowohl der tödliche Unfall meines Bruders, den ich als Neunjähriger miterlebt habe (darüber berichte ich im ersten Teil meiner «Erinnerungen»), als auch das Angsterlebnis während des Bombenangriffs 1944.

Seitdem ich diese beiden Traumata und manch andere «kleinere» Angsterfahrungen in der Therapie noch einmal nacherlebt und integriert habe, gehört das Thema «Angst» zu meinen psychischen Grunderfahrungen und ich kann die Aussage Jesu «In der Welt habt ihr Angst» existentiell nachempfinden.

Mit der Antwort Jesu «aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden» muss ich mich jedoch immer wieder neu auseinandersetzen und versuchen, in den «Raum der Geborgenheit» zurückzukehren – etwa mit den Worten des 23. Psalms «ata imadi» («Du bist bei mir») und «naphschi jeschobeb» («Du führst meine Seele zurück») d. h. zurück zu Dir, in die Geborgenheit.

Bilder und Gedichte

Zwei Bildmeditationen

Den vierten Teil meiner «Erinnerungen» schreibe ich in der Adventszeit.

Viele Jahre lang habe ich meinen Freunden und Verwandten in der Adventszeit Bildmeditationen geschickt. Zwei dieser Bilder sind tief in meiner Biografie verwurzelt. Ich habe zu beiden ein geradezu freundschaftliches Verhältnis. Das eine in das Bild von Paolo Veronese «Die Begegnung zwischen Maria und Elisabeth». Das andere ist das Bild von Matthias Grünewald «Die Geburt Jesu».

Während meiner Studienzeit in England habe ich regelmässig das Museum des Barber Institutes auf dem Gelände der Universität Birmingham besucht und mich von einigen der dort ausgestellten Bildern anreden lassen. Dazu gehört das «Advents»-Bild von Paolo Veronese, das ich immer wieder betrachtet habe und das immer wieder neu zu mir geredet hat.

Das andere in das eindrückliche «Weihnachts»-Bild von Matthias Grünewald auf dem Isenheimer Altar im Unterlinden-Museum zu Colmar. Immer wieder, wenn ich in der elsässischen Heimat meines Vaters weilte,

habe ich das Unterlinden-Museum besucht und mich von diesem Bild anreden lassen.

Beide Bilder sollen jetzt zu uns reden. Zunächst das Bild von Paolo Veronese.

Begegnung und Zuneigung

Paolo Veronese gehört nicht zu den bekanntesten Malern. Er steht häufig im Schatten der «grossen» Renaissance-Maler. Er hat jedoch ein Bild gemalt, das immer wieder zu mir redet. Dieses Bild schildert die Begegnung zwischen Maria und Elisabeth (Lk 1, 39–45).

In Maleachi 3, 23 steht ein Wort, das in Lukas 1, 17 auf Johannes den Täufer (der auf unserem Bild verborgen anwesend ist) bezogen wird:

*Er wird das Herz der Väter wieder den Söhnen
und das Herz der Söhne ihren Vätern zuwenden.*

Dass sich «Alte» und «Junge» einander zuwenden, das scheint die Botschaft des Bildes von Paolo Veronese zu sein.

Im Mittelpunkt des Bildes stehen die Gestalten der Maria und der Elisabeth. Blick und Händedruck der Elisabeth lassen ein tiefes Verstehen für eine Situation erkennen, die Aussenstehenden unverständlich bleiben muss. Elisabeth scheint zu sagen: «Maria, du wirst es schwer haben – das Wunder, das sich in dir vollzieht,



wird dir kein Mensch glauben» (mit der linken Hand scheint Elisabeth alle Zweifler abzuwehren – auch den Zacharias).

Wie gut, wenn wir in schweren Situationen einen Menschen haben, der uns versteht, weil ihn Gott durch ähnliche Erfahrungen (Lk 1,36) dazu vorbereitet hat.

Elisabeth ist somit ein Hinweis auf Christus, der uns in allen Lebenslagen versteht (Hebr 4,15).

Die Zuneigung der Elisabeth zur Maria wird jedoch darüberhinaus transparent für das Erlösungswerk Jesu, der auf unserem Bild – wie heute – nur verborgen anwesend und dennoch die Mitte ist.

Die gesamte Menschheit und die gesamte Natur werden in diese «Zuneigung» mit einbezogen. Dies scheint der Bogen unter der Treppe zum Ausdruck zu bringen, der Junge, Erwachsene und Alte miteinander verbindet (und die Tiefe unseres Wesens, vgl. Eingang zum Keller). Die beiden Bäume, die sich im Hintergrund des Bildes einander zuneigen, sind wohl ein Hinweis auf das Heilwerden der Natur (möglicherweise auch das Hündchen, das unter dem Gewand des Zacharias verborgen ist).

Dass Menschen und Schöpfung heil werden und sich einander zuneigen, kann nur so geschehen, dass Gott selber Mensch wird, dass der Himmel auf die Erde herabkommt und sie heilend durchdringt. Diese Tatsache bringt Veronese symbolisch zum Ausdruck durch die vielen senkrechten («Himmel») und waagrechten («Erde») Linien (die sich z. B. auch im Händedruck von Maria und Elisabeth begegnen).

Und was bedeuten die drei Mädchengestalten? Mir scheinen sie Neugier (Mädchenkopf zwischen Maria und Elisabeth), Skepsis (Mädchenkopf ganz links) und Desinteresse (zweite von links) zum Ausdruck zu bringen.

Dass auch diese Gestalten, zusammen mit dem stummen und zweifelnden Zacharias, mit in Zuneigung (Mädchen rechts), Bogen (Mädchen links) und «Himmels»-Senkrechte (zweite von links) hineingenommen sind, sagt mir beim Betrachten des Bildes immer wieder, dass es bei Gott keine hoffnungslosen Fälle gibt. Selbst die «Skeptische» und die «Desinteressierte» gehen die Treppe hinauf, dem verborgenen Jesus entgegen.

Die Geburt Jesu

Die Geburt Jesu ist ein kosmisches Ereignis – sie ereignet sich jedoch auf dieser Erde. Die Geburt Jesu steht ausserhalb jeder Zeit – sie ereignet sich jedoch in unserer Geschichte. Die Geburt Jesu ist eine geistliche Realität – sie wird jedoch sichtbar in Fleisch und Blut, d.h. in der Materie.

Von der Geburt Jesu sind somit Erde und Himmel betroffen – und die Hölle rebelliert. Davon redet das Bild des Matthias Grünewald.



*Matthias Grünewald, 1475–1528: Die Geburt Jesu
(Isenheimer Altar)*

Die Erde

Bei der Geburt Jesu handelt es sich zunächst um ein irdisches Geschehen: «Das Wort ward Fleisch.» Jesus wurde Mensch in einer ganz bestimmten Zeit, nämlich zur Zeit des Kaisers Augustus, an einem ganz bestimmten Ort, nämlich in Bethlehem. Auf dieses irdische Sein Jesu weisen Bad (ganz links, nicht mehr im Bild), Bett und Nachttopf hin, d.h. Jesus wird schmutzig, müde und verrichtet seine Notdurft wie jeder andere Mensch. Als Mensch gehört Jesus auch in eine bestimmte Familie und in einen bestimmten Kulturkreis. Darauf deutet das rote Band über dem Kopfkissen hin (es handelt sich hierbei um eine elsässische Sitte). Dadurch wird ausgedrückt, dass jeder Mensch in einen konkreten Kulturkreis hineingeboren wird!

Die Hölle

Wo Gott in Begriff steht zu handeln, setzt sich die Hölle in Bewegung. Bei der Geburt Jesu steht die Miene des Erzfeindes auf Mord. Er ist der Mörder von Anfang an und hat seine Helfer. Er versucht Jesus in Bethlehem zu töten durch Herodes (Mt 2, 13), in Nazareth durch die Nazarener (Lk 4, 28–29), in Jerusalem durch Pilatus (Mk 15, 15).

Bei Grünewald ist die Mordgesinnung des Feindes angedeutet durch die Windeln und das Kreuz. Die zerrissenen Windeln haben nichts mit der Armut Jesu zu tun (vgl. das schöne Bettchen), sondern sie weisen hin auf den Lendenschurz des Kreuzigungsbildes von Grü-

newald. Sie zeigen somit in einer erschreckenden Eindringlichkeit, dass das Kreuz von Golgatha (links in der Tür) schon das Geschehen von Bethlehem überschattet. Jesus ist in diese Welt gekommen, um zu sterben. Sein ganzes Leben war ein Sterben, und dieses Sterben begann in Bethlehem.

Der Himmel

Links oben (im Bild nicht mehr sichtbar) hat Grünewald Gott mit Szepter und Reichsapfel gemalt um auszudrücken, dass Gott der Herr über all seine Widersacher ist. Die von ihm ausgehenden Lichtstrahlen sind durchwoben von Engelsgestalten. Dadurch wird deutlich, dass das Licht machtvolle Wirklichkeit ist. Gott ist Sieger. Er lenkt die Geschehnisse auf Erden. Er macht sich den Kaiser Augustus und den Stadthalter Quirinius dienstbar (Lk 2, 1–2).

Gott ist der Herr, er wehrt allem Teuflischen. Satan kann Jesus nicht in Bethlehem und auch nicht in Nazareth töten. Die Zeit liegt in Gottes Händen. Satan kann nur so weit gehen, wie Gott es zulässt. Und als Gott es schliesslich zuliess, dass Jesus in Jerusalem ermordet wurde, da wurde dies zur tödlichen Niederlage Satans. Das Kreuz wurde zur Tür (siehe Bild) ins ewige Leben.

Die Erlösung

Jesu Geburt ist Ausdruck der Liebe Gottes zu den Sündern und zu den Verlorenen. In der Weihnachtsge-

schichte werden die Sünder als Hirten dargestellt. Hirten galten im damaligen Judentum nicht als vollgültige Glieder des Gottesvolkes (sie galten als Diebe und standen auf einer Stufe mit den «Zöllnern und Sündern»). Der alte Engel (mit Bart!) kehrt als Vertreter des alten Bundes zu Gott zurück. Der junge Engel bringt als Vertreter des neuen Bundes den Hirten die frohe Botschaft. Im neuen Bund sind die Sünder die eigentlichen Kandidaten des Himmelreiches (Mt 9, 13).

Aus der Schar der erlösten Sünder entsteht die christliche Kirche. Maria, in der Jesus Gestalt gewonnen hat, beherrscht das Bild. Sie ist Symbol der Kirche und der glaubenden Christen, in denen Jesus wohnt. Das himmlische Rot ihres Kleides kennzeichnet ihr Wesen. Ihr Blick ist auf Jesus gerichtet. Der Feigenbaum (links im Bild), ein Symbol für Israel, ergrünt neu. Israel findet in der Kirche seine eigentliche Erfüllung. Der Zugang zur Kirche (rechts im Bild) geschieht durch das Wasser, das Symbol für die Wiedergeburt und den Empfang des Heiligen Geistes ist (Joh 3, 5).

Die Gemeinde Jesu Christi steht nicht mehr unter dem Gesetz, sondern sie ist auf die Liebe gegründet. Darauf weist die rote Rose hin. Sie wird damit zur stillen Kündlerin der eigentlichen Weihnachtsbotschaft: «So sehr hat Gott die Welt geliebt ...» (Joh 3, 16). Gottes Liebe wurde konkret in der Geburt Jesu. Jesus ist nur dort, wo Liebe verwirklicht wird. Überall dort, wo Liebe konkret wird, ereignet sich auch heute noch das Geheimnis der Menschwerdung Jesu.

Gedichte

Gedichte begleiten mich durch mein ganzes Leben. Sobald ich lesen und schreiben konnte, habe ich «Gedichte» geschrieben. Ein Gedicht stammt sogar noch aus meiner Vorschulzeit. Ich war damals vier Jahre alt und recht «pummelig». (Siehe das Bild des Zweijährigen auf Seite 9 im Teil 1 meiner Erinnerungen.) Ich habe das «Gedicht» beim Geburtstag meiner «Oma Jung» in Ebernburg aufgesagt. Ich habe mich in die Ecke ihrer Wohnstube gestellt, links neben dem Fenster (ich sehe mich heute noch dort stehen!), und habe meiner Oma lauthals zugerufen:

*Ich bin än kläner Schdumbe
fescht und digg.
Ich schdeh im Egg
un winsch der Gligg.*

Aus der Fülle meiner mehr oder weniger gelungenen Gedichte will ich jetzt einige wenige herausgreifen.

Zwei Gedichte aus meiner Jugendzeit

Zunächst zwei Gedichte, die ich 1944 als 15-Jähriger geschrieben habe.

Krieg

*Ein Ungetier mit Kopf ohne Stirn,
hat ein mächtiges Maul, doch kein Gehirn.
Es verschlinget alles in seinem Schlund
und fraget nicht nach Zweck oder Grund.*

*Ein grausig Gefolge hat dieses Tier.
Davon will ich einige nennen hier:
Hunger, Elend, Armut und Tod,
Schmerzen, Angst, Pein und bittere Not.*

*Das sind die Namen der schrecklichen Wesen.
Sie fegen den Erdkreis mit blutigem Besen.
Sie rafften blühendes Leben dahin.
Ganz ohne Ursach', ganz ohne Sinn.*

*Wann wird ihr Hunger gestillt wohl sein?
Wann zieht der selige Friede ein?
Wann künden vom Turm die Glocken den Sieg?
Wann ist zu Ende der schreckliche Krieg?*

Nach einem Bombenangriff:

*Herrscht Dunkelheit und Not,
verzage nicht.*

*Harre stets nur auf Gott,
dann wird es Licht.*

*Harre auf Ihn,
dann kannst du fröhlich sein.
Dann wird die grösste Not
auf einmal klein.*

*Wenn alles auch vergeht,
in Staub zerstiebt,
der Eine dennoch steht,
der ewig liebt.*

*Ihm klag die Not,
den Kummer und die Sorgen.
Dann bist du auch im Tod
geborgen.*

*Zu singen nach der Melodie:
«Weiss ich den Weg auch nicht».*

Zwei Gedichte aus der Mitte meines Lebens

Liebesschmerz

*Wie ein später, schöner Traum
tratst du in mein Leben.
Ich erfasst' dies Wunder kaum,
das mir Gott gegeben,
denn der Boden war zu hart
für mein tiefes Sehnen.*

*Allzuviel war aufgebahrt:
ungeweinte Tränen,
ungelebtes Lebensglück,
Schuld und Traurigkeiten.
All dies hielt mein Herz zurück
in verborg'nem Leiden.*

*Doch dann traf mich jäh'her Schmerz,
schlug mir eine Wunde,
traf mich mitten in das Herz,
brach sich Bahn zum Grunde,
schlug die Kerkertür entzwei
und jetzt strömt das Leben frei.*

Der Fluss

*Ich stehe am Fluss
und schaue nach Osten
von dort kommt der Strom
Die Kraft seines Ursprungs
in Fels und Gestein
dringt in mich ein*

*Ich stehe am Fluss
und schaue nach Westen
Aus mir strömt die Flut
und nimmt alles mit
was ist und was war
und trägt es zum Meer*

*Von dort steigt sie auf
und strömt dann herab
in Fels und Gestein
Unendliches Fliesen
Werden, Vergehen
ewiges Sein*

Drei Alters-Gedichte

Liebe zum Buch

*Immer schon habe ich Bücher geliebt
Zunächst die Bilder im Buch
und dann den erklärenden Text,
der schwächer oft war als das Bild.*

*Doch bald las ich stärkere Texte,
die innere Bilder belebten.
So ist es geblieben bis heute.*

*Ich liebe gebundene Bücher
in Leinen, geheftet mit Faden.
So bleiben sie Weggenossen
und Freunde bis hoch in mein Alter.*

Nachruf auf meinen Vetter Karl Jung (†2012)

*Jetzt bist Du von uns gegangen,
mein letzter Jugendgefährte.
Solange Du lebstest
war das liebliche Dorf
noch Heimat für mich.*

*Doch jetzt bist Du von uns gegangen.
Einsam steht nunmehr Dein Haus,
das einst so vertraute.
Einsam sind auch die Wege,
die oft wir gemeinsam gegangen.*

*Ja, Du bist von uns gegangen –
doch tief in der Seele
lebt hell noch Dein Bild
als Gruss aus vergangenen Tagen
und vielleicht auch als Ahnung des Morgen.*

Der Baum

*Ich sah dich im Frühling
im Blütenkleid,
ich sah dich im Sommer
in saftigem Grün,
ich sah dich im Herbst
von Früchten schwer,
ich seh dich im Winter
erwartungsvoll.*

*So seh ich mein Leben,
das ich gelebt
und ahne
ein neues Erblühen.*

Vorträge und Gedanken

Seelsorge in der Psychiatrie	161
Das Geschenk der Stille	181
– Tempel im Gehör (Gedanken zu einem Sonett von R. M. Rilke)	182
– Zions Stille	187

*Seelsorge in der Psychiatrie*¹

Liebe Kolleginnen und Kollegen,
meine Damen und Herren

Mein heutiges Referat möchte ich in zwei Teile gliedern. In einem ersten Teil möchte ich unter Bezugnahme auf die Medizingeschichte des Abendlandes einiges Grundsätzliches zum Verhältnis von *Religion und Medizin* sagen. In einem zweiten Teil möchte ich dann spezieller auf das Thema «Seelsorge» eingehen und fragen, welche Funktion Seelsorge in einer psychiatrischen Klinik haben könnte.

Zunächst also einiges zum Verhältnis von Religion und Medizin.

Die abendländische Kultur hat eine doppelte Wurzel: Die Griechen und die Hebräer. Das gilt auch für die Medizin. In der griechisch-hellenistischen Welt ist der Gott *Apollo* Verursacher und Heiler der Krankheiten. So schickt er z.B. durch seine Pfeile die Pest und heilt sie auch wieder. Ein Sohn des *Apollo* und der *Koronis*, nämlich *Asklepios*, wird zum Urbild und Archetyp des

1 Tonband-Nachschrift eines Referates, das ich im Oktober 1989 vor der Ärzteschaft des Psychiatriezentrums Schaffhausen gehalten habe.

Arztes. Seine Geburt erfolgt aus dem Tod: Apollo lässt die schwangere Koronis aus Eifersucht töten und befreit dann das Kind aus dem Leib der toten Mutter. Geburt aus dem Tod ist auch der wesentliche Aspekt der Schamaneninitiation. Wie die schamanistischen Heilungen, war auch die Heilungsmethode des Asklepios eine ganzheitliche. Im Asklepios-Heiligtum in Epidauros gab es deshalb neben den verschiedenen Heilmethoden wie Incubation (Tempelschlaf) und Schocktherapie (durch Schlangen) auch ein bedeutendes Theater, das ebenfalls eine Funktion in der Therapie hatte. (In diesem sehr gut erhaltenen antiken Theater finden heute wieder regelmässig Theateraufführungen statt. Ich habe dort eine eindruckliche Aufführung der «Elektra» des Sophokles erlebt.) Epidauros wurde im 6. Jh. v. Chr. gegründet. In der Folgezeit entstanden im Römischen Reich etwa fünfhundert weitere Asklepios-Heiligtümer.

In hellenistischer Zeit wurde der ägyptische Priesterarzt Inhotep mit Asklepios gleichgesetzt, und sein Heiligtum in Memphis wurde zu einem Asklepieion. Die bedeutendsten Nachfolger des Asklepios sind Hippokrates, der seinen Stammbaum auf Asklepios zurückführt, und Galenus von Pergamon, der sich als ein von Asklepios Geheilte bezeichnet.

Im Jahre 293 v. Chr. wurde der Asklepioskult nach Rom überführt, und zwar auf die Tiberinsel, wo heute noch ein Spital steht. Die Stadt Rom wurde damals von einer schweren Pest heimgesucht. Auf Anraten des Orakels holten die Römer aus Epidauros eine Heilschlange und brachten sie per Schiff nach Rom. Als dieses Schiff

an der Tiberinsel vorüberfuhr, entwich die Schlange und schwamm auf die Tiberinsel. Die Römer betrachteten dies als ein Zeichen dafür, dass dort Asklepios sein Heiligtum errichten wolle. So gaben sie der Insel die Form eines Schiffes, die heute noch erkennbar ist, und meisselten an den Bug des Schiffes ein Relief des Asklepios mit seinem Kennzeichen, nämlich mit der um einen Stab gewundenen Schlange.

Neben den Asklepios-Heiligtümern gab es auch noch Heiligtümer des «Apollo Medicus», so z. B. auf dem Monte Cassino. Auch der Apollo Medicus wurde gelegentlich mit einer Schlange abgebildet (so z. B. auf der bekannten Statue des «Apollo Belvedere»).

In der hebräischen Überlieferung ist *Jahwe*, der Gott Israels, ebenfalls ein heilender Gott, der von sich selber sagt: «Ich bin Jahwe, dein Arzt» (2. Mose 15, 26). In älteren Schichten der hebräischen Bibel wird jedoch deutlich, dass Jahwe nicht nur der Heiler ist, sondern ebenso wie Apollo, auch der Unheilbringer. So bewirkt er z. B., dass Mirjam aussätzig wird (4. Mose 12, 10), und er schickt die Pest über Israel (2. Samuel 24, 15). Jahwe selber sagt: «Ich bin Jahwe und sonst keiner, der ich das Licht mache und die Finsternis schaffe, der ich Frieden gebe und das Unheil bewirke; ich bin Jahwe, der dies alles tut» (Jesaja 45, 7). Deshalb ruft der Prophet: «Kommt, wir wollen wieder zu Jahwe gehen, denn er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen, er hat uns geschlagen, er wird uns auch verbinden» (Hosea 6, 1).

Auch im Jahwekult spielt die um einen Stab gewundene Schlange eine Rolle als Heilungs-Symbol. So ge-

bietet Jahwe dem Mose, eine bronzene Schlange an einem Stab aufzurichten, damit jeder, der diese Schlange anschaut, von tödlichen Schlangenbissen geheilt wird (4. Mose 21, 8f). Diese bronzene Schlange wurde zunächst kultisch verehrt und später als «Götzenbild» vernichtet (2. Könige 18, 4). Trotzdem hat sich noch Jesus mit dieser Schlange verglichen, als er sagte: «Wie Mose in der Wüste eine Schlange erhöht hat, so muss auch der Menschensohn erhöht werden» (Johannes 3, 14). Wir können also zusammenfassend sagen: Wie Apollo durch seinen Sohn Asklepios und durch dessen Jünger heilte, so heilt Jahwe durch seinen Sohn Jesus und durch dessen Jünger.

Einer dieser Jünger war *Benedikt von Nursia*. Er gründete im Jahre 529 auf dem Monte Cassino an der Stelle des alten Apolloheiligtums den Benediktiner-Orden, der sich u. a. dem Heilungsdienst widmet. Von diesem Orden schreibt der Medizinalhistoriker Karl Sudhoff: «Für Medizin und Krankenpflege ist im frühen Mittelalter kein Orden von grösserer Bedeutung als der, den Benedikt von Nursia gründete.» Durch die Ansiedlung der heilkundigen Benediktiner auf dem Berg des Apollo Medicus und durch die Errichtung eines christlichen Spitals auf der Tiberinsel, übernehmen die christlichen Priester-Ärzte die Apollo- und Asklepios-Tradition. Es folgen nun eine Reihe bedeutender Priester-Ärzte, wie z. B. der Bischof Isidor von Sevilla (6./7. Jh.) oder die Reichenau-Äbte Waldo (8. Jh.) und Strabus (9. Jh.). Auch der Abt des Klosters Fulda, der spätere Mainzer Erzbischof Hrabanus Maurus (9. Jh.), war ein bedeuten-

der Priester-Arzt. Eine der letzten, grossen Priesterarzt-Gestalten und zugleich die erste Ärztin im modernen Sinn, war die Äbtissin *Hildegard von Bingen* (12. Jh.), deren medizinisches Hauptwerk «Über die Ursachen und Behandlungen von Krankheiten» bis in unsere Zeit hinein immer wieder neu aufgelegt wird.

Seit dem 12. Jh. verstärkt sich der auch schon früher immer wieder beobachtete Trend einer Ablösung der medizinischen Wissenschaft von ihrem religiösen Hintergrund. Unter dem Einfluss der scholastischen Theologie wurde dieser Trend auch von kirchlicher Seite gefördert. Und so entstand auf der einen Seite die im wesentlichen scholastisch geprägte Schultheologie und auf der anderen Seite die zunehmend naturwissenschaftlich geprägte Schulmedizin.

Einer der ersten grossen Schulmediziner war Theophrast von Hohenheim, genannt *Paracelsus* (1493–1541). Er wurde als Sohn des Arztes Bombast von Hohenheim in Einsiedeln geboren und war später u. a. Medizinprofessor in Basel. In seinem Buch *Paragranum* (1528) nennt Paracelsus vier Säulen, auf denen die Heilkunde ruht:

1. Die Philosophie (Paracelsus versteht darunter vor allem die Beschäftigung mit der Natur und formuliert: «Aus der Natur kommt die Krankheit und die Heilung»).
2. Die Astronomie (darunter versteht Paracelsus das Eingebundensein in den Gesamtkosmos).
3. Die Chemie (Paracelsus macht die Chemie der Medizin dienstbar. Auf den Vorwurf, er würde die Leu-

te damit vergiften, antwortete Paracelsus: «Alle Dinge sind Gift und nichts ist ohne Gift, allein die Dosis macht, dass ein Ding kein Gift ist»).

4. die Tugend (so schreibt Paracelsus: «Nur ein wahrhafter, gottesfürchtiger und uneigennütziger Mensch kann ein guter Arzt sein»).

In der Folgezeit bildeten dann die Schulmediziner und die Schultheologen zwei Disziplinen, die in einer mehr oder weniger friedlichen Koexistenz lebten. Die Mediziner befassten sich mit dem Leib, der zunehmend nur noch als Materie gesehen wurde. Und die Theologen mit der Seele, die hauptsächlich als «Verstand» und später vor allem als «Gefühl» verstanden wurde.

Dieser Zustand änderte sich erst Ende des 19. Jahrhunderts, als die Mediziner bei der Neuroseforschung erneut auf das Phänomen der Seele stiessen. Carl Gustav Jung schreibt hierzu:

Das unverkennbare Charakteristikum der Neurosen besteht in der Tatsache, dass sie aus seelischen Ursachen hervorgehen und mit ausschliesslich seelischen Mitteln geheilt werden können. Die Abgrenzung und Erforschung dieses Sondergebietes, das sowohl von der psychiatrischen wie von der neurologischen Seite her aufgeschlossen wurde, hat zu einer Entdeckung geführt, die der wissenschaftlichen Medizin äusserst unbequem war, nämlich zur Entdeckung der Seele als eines ätiologischen krankheitserregenden Faktors. [...] Die Erforschung der Psychoneurosen ergab nun als unzwei-

deutiges Resultat, dass der psychische Faktor die Noxe, d.h. die wesentliche Ursache des Krankseins war, damit also als vollwertiges Glied in die Reihe anderer anerkannter Krankheitsursachen trat, wie der Vererbung, der Konstitution, der bakteriellen Infektion usw. Alle Versuche, die Natur des psychischen Faktors auf andere körperliche Faktoren zu reduzieren, erwiesen sich als verfehlt (G. W. XI, 490f).

Nun würde man meinen, dass die Schultheologie über diese Entdeckung der Mediziner gejubelt hätte. Das war jedoch keineswegs der Fall, sondern die Schultheologie war ihrerseits in ein so rationalistisch-dogmatisches System eingesponnen, dass sie die aufkommende Tiefenpsychologie und Psychotherapie eher skeptisch und zum Teil feindselig betrachtete. Natürlich gab es Ausnahmen. Eine solche Ausnahme war ein früher Schüler von Sigmund Freud, der Zürcher Theologe Oskar Pfister. Er war der erste, der die Psychoanalyse in der Seelsorge anwendete und damit eine Brücke schlug zwischen Medizin und Theologie. Henry Ellenberger (einst Oberarzt der Psychiatrischen Klinik Breitenau, Schaffhausen) schreibt, dass für Oskar Pfister die Psychoanalyse «eine Wiederentdeckung und Vervollkommnung der traditionellen Seelsorge» war. Pfister hat «seine psychoanalytische Praxis immer als einen wesentlichen Bestandteil seiner geistlichen Arbeit» angesehen (H. Ellenberger: «Die Entdeckung des Unbewussten», Band 1, Seite 86). In der Folgezeit schlossen sich immer mehr Ärzte und Theologen für die Erkennt-

nisse der Tiefenpsychologie auf, und so kam es allmählich zu einer neuen Begegnung zwischen Medizin und Theologie. (Was u. a. zu der von Medizinern und Theologen gegründeten «Arbeitsgemeinschaft Arzt und Seelsorger» führte, der heutigen «Internationalen Gesellschaft für Tiefenpsychologie».) Auch an den Hochschulen kam es zu Gesprächen zwischen Medizinern und Theologen, so z.B. in Bethel bei Bielefeld, wo der Psychiater Walter Schulte und der praktische Theologe Herbert Girgenson schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts regelmässig gemeinsam Arbeitsgemeinschaften und Seminare für Psychiatrie und Seelsorge durchführten. In der Folgezeit haben dann auch andere Universitäten und Hochschulen solche gemeinsamen Seminare durchgeführt, und so ist allmählich ein Gespräch zwischen Medizin und Theologie neu in Gang gekommen. (Ich persönlich stehe ebenfalls in dieser Tradition und habe deshalb als Ergänzung zu meinem Psychologie- und Theologiestudium eine psychotherapeutische Zusatzausbildung gemacht.)

Damit komme ich zum zweiten Teil meiner Ausführungen: Was ist *Seelsorge* und welche Funktion hat sie in einer psychiatrischen Klinik?

Das Wort Seelsorge ist eine präzise Übersetzung des griechischen Wortes Psychotherapie. Das griechische Wort «therapeuein» heisst «Sorge tragen» oder «fürsorglich umgehen» mit einem Menschen oder mit einer Sache. Es bedeutet somit auch den fürsorglichen Umgang mit Kranken und den dadurch bewirkten heilenden Einfluss. Ursprünglich hat das Wort «the-

rapeuein» jedoch auch eine religiöse Dimension. Es bezeichnete den rechten Umgang mit den Göttern. «Psychotherapie» oder «Seelsorge» ist deshalb der fürsorgliche Umgang mit der Seele unter Einschluss der religiösen Dimension. Dass Seelsorge auch einen heilenden Einfluss haben kann, wird zum Ausdruck gebracht im französischen Wort «cure d'âme», das Seelsorge als «Seelenkur» bezeichnet, bei der es darum geht, die Seele zu «kurieren».

Seelsorge in diesem therapeutischen Verständnis ist jedoch innerhalb der Theologie eine junge Wissenschaft. In der kirchlichen Praxis gab es zwar immer einzelne charismatisch begabte Seelsorger, aber aufs Ganze gesehen, bestand die «Seelsorge» durch Jahrhunderte hindurch in der religiösen Belehrung oder in der emotionalen Beeinflussung der Glieder einer Religionsgemeinschaft.

Erst durch die Begegnung mit der Tiefenpsychologie hat die Seelsorge zu ihrer eigentlichen Funktion gefunden, nämlich zum fürsorglichen Umgang mit der Seele unter Einschluss der religiösen Dimension. Damit hat die christliche Seelsorge eine grosse Nähe zur Psychotherapie, wie sie von Vertretern der analytischen Psychologie praktiziert wird. Auch dort geht es um einen fürsorglichen Umgang mit der Seele unter Einschluss der religiösen Dimension.

So schreibt z. B. C. G. Jung: «Unter allen meinen Patienten jenseits der Lebensmitte, d.h. jenseits 35, ist nicht ein einziger, dessen endgültiges Problem nicht das der religiösen Einstellung wäre [...] und keiner ist wirklich

geheilt, der seine religiöse Einstellung nicht wieder erreicht» (G.W. XI, 509).

Was bedeutet dies nun für die *Seelsorge in einer psychiatrischen Klinik*? Ich möchte dazu einiges zitieren und kommentieren, was der Psychiater Helmut Barz in seiner Abhandlung «Im Spannungsfeld zwischen psychiatrischer Therapie und Seelsorge» schreibt: «Wenn man aufmerksam mit psychisch Kranken umgeht, wird man bemerken, dass sich viele von ihnen, teils offen, teils im Verborgenen mit religiösen Fragen auseinandersetzen. Einige suchen im religiösen Bereich Trost, andere werden von religiösen Gedanken oder Erfahrungen gequält. Wieder andere zeigen befremdliche oder erschreckende Verhaltensweisen, die sie selbst in einen für uns oft gar nicht erkennbaren religiösen Zusammenhang stellen. So kommt es, dass wir uns oft erleichtert und entlastet fühlen, wenn auf der Abteilung ein Pfarrer auftaucht, der doch für das religiöse Leben von Berufs wegen zuständig ist. In vielen Fällen ist es auch zweifellos richtig, dass wir das Gespräch über religiöse Fragen dem Pfarrer überlassen, aber [...] wir müssen erwarten, dass der Pfarrer sich über die besonderen Erfordernisse der Seelsorge an psychisch Kranken im klaren ist...»

Barz wendet sich sodann mit aller Entschiedenheit gegen eine rein religiöse Betreuung der Patienten. Er schreibt: «Wenn beispielsweise ein schwer Depressiver von religiösen Skrupeln geplagt wird, so kann es den-

noch falsch und geradezu schädlich sein, ihm durch ein eindringliches Gespräch über die Vergebung der Sünden oder durch ein laut gesprochenes Gebet Trost bringen zu wollen. Untröstlichkeit und Darniederliegen gerade auch der religiösen Ansprechbarkeit sind ja ein Grundsymptom seiner Krankheit, die er durch religiöse Gespräche nur um so tiefer erfährt.»

Oder: «Wenn ein Schizophrener in einer noch so pathologisch und ketzerisch erscheinenden Welt religiöser Ideen und Erfahrungen lebt, so ist es nach psychiatrischer Einsicht doch durchaus schädlich, diesem Patienten durch seelsorgerliche Bemühungen den <gesunden> oder <wahren> Glauben vermitteln zu wollen. Was er statt dessen braucht, ist unsere Bemühung, ihn in seiner Welt zu verstehen und die tiefe Bedeutung, die seine religiöse Verrücktheit für ihn hat, ernst zu nehmen.»

Ich kann hier nur voll zustimmen. Aber gerade deshalb bin ich der Überzeugung, dass «Seelsorge» in der Psychiatrie nur möglich ist, wenn der Seelsorger psychopathologische und psychiatrische Grundkenntnisse hat und sich auch über den jeweiligen Patienten einigermaßen informiert. Solche Informationen kann sich der Seelsorger z. B. durch Teilnahme an Fallbesprechungen oder im Gespräch mit dem betreuenden Arzt beschaffen.

Und wie sieht nun die Seelsorge praktisch aus? Welche Aufgabe habe ich als Seelsorger der Klinik Breitenau? Es gilt zunächst zu unterscheiden zwischen gemeinsamen Veranstaltungen und Einzelgesprächen. Bei

den *gemeinsamen Veranstaltungen* steht an erster Stelle der wöchentliche Gottesdienst. Da im evangelischen Gottesdienst nur selten das Abendmahl gefeiert wird, kommt der Wortverkündigung eine besondere Bedeutung zu. Dabei gilt es, die christliche Botschaft so zu sagen, dass Menschen, die fast kein geistiges Aufnahmevermögen haben, und geistig sehr wache und kritische Menschen und alle dazwischen in gleicher Weise angesprochen werden. Das ist keine leichte Aufgabe, und ich habe dafür auch kein Patentrezept. Neben der Predigt haben Schriftlesungen und Gebete eine wichtige Funktion. Ich bin jedes Mal bemüht, möglichst bekannte oder einfache Texte auszuwählen und auch die Gebete häufig zu wiederholen, damit die Gottesdienstteilnehmer die Texte allmählich mitsprechen können. Solche Gebete und Bibelworte können dann im Unbewussten weiterwirken und heilende Funktion ausüben.

Auch bei den Liedern bin ich darauf bedacht, dass sie leicht singbar sind und auch textlich keine Stolpersteine enthalten (zu vermeiden sind deshalb Lieder, wie z.B. «Bis hierher hat mich Gott gebracht, durch seine grosse Güte» oder «Lobet den Herrn... der dir Gesundheit verliehen, dich freundlich geleitet» und manche andere).

Zusammen mit dem Organisten bemühe ich mich auch immer wieder, die Gottesdienste musikalisch zu umrahmen, gelegentlich auch mit Darbietungen von entsprechend begabten Patienten.

Für besonders bedeutsam halte ich die Abendmahlsfeiern. Die Symbolik des Abendmahls hat eine ordnen-

de und heilende Wirkung auf die Seele. Darauf hat C. G. Jung in seiner Abhandlung über «Das Wandlungssymbol in der Messe» (G. W. XI, 296 ff.) eindrücklich hingewiesen.

Neben den Gottesdiensten finden ab und zu ökumenische Veranstaltungen statt, und zwar jeweils am Samstag-Nachmittag. Hierzu lade ich auswärtige Chöre, Musikvereine, Laienspielgruppen oder Solisten ein. Ich bin bemüht, dabei die ökumenische Weite zu wahren.

Die *Einzelseelsorge* richtet sich nach der Aufnahmefähigkeit der jeweiligen Patienten. Sie wissen ja, wie unterschiedlich Aufnahmevermögen und Reaktion der Patienten sind. Da sind zunächst die Patienten, die kaum oder überhaupt nicht mehr reagieren. Hier habe ich nur die Möglichkeit, behutsam die Hand aufzulegen und ein möglichst bekanntes Gebet zu sprechen, z. B. den 23. Psalm («Der ewige Gott ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln...»), das «Unser Vater» und einen Segensspruch. Fast immer reagieren die Patienten mit einem Blick, oder indem sie ruhiger werden.

Andere Patienten haben stereotype Anliegen und stellen immer dieselben Fragen (z. B. Wann kann ich endlich sterben? Komme ich in den Himmel? Was kommt nach dem Tod? usw.). Auf solche Fragen versuche ich möglichst einfache, ermutigende Antworten zu geben. Wieder andere unterhalten sich gerne über religiöse Fragen. Ich habe dabei den Eindruck, dass einige einem Pfarrer gegenüber eine gewisse Offenheit haben,

weil sie vermuten, dass er für ihre religiösen Erfahrungen aufgeschlossen ist. Trotzdem bedarf es in der Regel einer gewissen Zeit, bis mir Patienten auch ihre PSI-Erfahrungen mitteilen.

Andere Patienten leiden einfach, können aber nicht mit Worten ausdrücken, was in ihrer Seele vorgeht. Ich empfinde es als hilfreich, wenn sich solche Menschen an einen Traum erinnern können. Ich versuche solche *Träume* nicht zu deuten, sondern bemühe mich wie eine Hebamme, dem zur Geburt zu verhelfen, was im Träumenden selber an Verständnis aufkeimt. So frage ich, wenn z.B. jemand davon träumt, dass ein Auto ein Kind überfährt, nach einem entsprechenden realen oder symbolischen Ereignis in seinem Leben (Objektstufe), vor allem aber versuche ich zu verstehen, was im Träumenden selber seine «kindliche» Seite «überfährt» (Subjektstufe). Träume sind in besonderer Weise geeignet, Aufschlüsse über die Seele eines Menschen zu geben.

Träume sind jedoch selten (wegen der Medikamente?). Ich interessiere mich deshalb für *Bilder*, die die Patienten gemalt haben, und ermuntere gelegentlich auch zum Malen oder Modellieren. Bilder und Tonfiguren offenbaren, was in der Seele vorgeht. Auch hier überlasse ich die Deutung dem Patienten und helfe nur gelegentlich durch gezielte Fragen.

Ich erlebe es immer wieder, dass Patienten im Laufe der Wochen und Monate ganze Bildserien malen, die Aufschluss geben über den Krankheitsverlauf und über das, was sonst in ihrer Seele vorgeht. Vielleicht fragen

Sie jetzt, was Träume und Bilder mit «Seelsorge» zu tun haben. Sehr viel! Es gehört nämlich – nach meinem Verständnis von Seelsorge – zur Sorge für die Seele, dass ich zu verstehen suche, was in ihr vorgeht, und dass ich dies dann vor Gott (manchmal zusammen mit dem Patienten) und in meinem Herzen bewege. Ausserdem sind die betreffenden Patienten in der Regel sehr dankbar, dass ich mich so intensiv für ihre Seele interessiere.

Weitere Äusserungen der Seele sind *Gedichte* oder Tagebucheintragungen. So haben mir Patienten schon mehrfach (allerdings meist erst nach einer gewissen Zeit, wenn sie Vertrauen gewonnen haben) Gedichte oder Aufzeichnungen gegeben, die Aufschluss geben über ihre seelische Verfassung. So schrieb z. B. ein Patient folgendes Gedicht:

*Schneebedeckte Lande
bergen vergangener Tage
Blumenpracht.
Ein zu Eis erstarrtes Herz
fliegt schwer gequält
durch öde Winterhimmel.
Von vergangener Blütenpracht
bleibt nur noch ein erstickter Schrei.
Kein friedlicher Erdenschlummer
birgt die sehnsuchtsvollen Flügel.
Graue Wolken türmen sich
zu schweren Stürmen ...*

Und eine Patientin schrieb kurz vor Weihnachten:

*Den Panzer neben sich legen,
die trennende Mauer loslassen,
wieder für Momente
zur Besinnung kommen,
mit offenem Herzen dasein,
die wärmespendenden Kerzen in den Augen haben,
den Himmel, den wir alle
in uns haben,
wieder einmal spüren –
dann sollte immer Weihnacht sein.*

Und schliesslich noch eine Äusserung der Seele, die ich als besonders hilfreich empfinde: die *Klage*. Klagelieder sind uns vor allem aus den biblischen Psalmen bekannt, so z. B. der Psalm 42:

*Wie der Hirsch lechzt
an versiegten Bächen,
so lechzt meine Seele
oh Gott nach dir!
Meine Seele dürstet nach Gott
nach dem lebendigen Gott.
Wann werde ich dahin kommen,
dass ich Gottes Angesicht schaue?
Tränen sind meine Speise geworden
bei Tag und Nacht,
weil man täglich zu mir sagt:
wo ist nun dein Gott?*

In diesem Psalm wird die Gottesferne besonders empfunden, aber auch gleichzeitig die Sehnsucht nach der Nähe Gottes zum Ausdruck gebracht. Als Hilfe für das Klagen fotokopiere ich manchmal einzelne Psalmen (für sehbehinderte Patienten in Grossdruck), so z.B. Psalm 88:

*... ich schreie zu dir Herr,
jeden Morgen bestürme ich dich
mit meinen Bitten.
Warum hast du mich verstossen, Herr?
Warum verbirgst du dich vor mir?
Solange ich denken kann, bin ich gequält
und dem Tode nahe.
Du erschreckst mich
mit immer neuen Plagen,
dass ich fast an dir irre werde.
Wie ein Feuersturm ist dein Zorn
über mich gekommen.
Deine furchtbaren Angriffe
haben mich ganz zerschlagen.
Sie bedrohen mich von allen Seiten
dringen auf mich ein wie tödliche Fluten.
Meine Freunde und Nachbarn
hast du mir entfremdet
und mich von allen
Bekannten getrennt ...*

Gelegentlich erlebe ich es, dass Patienten selber mit eigenen Worten zu klagen beginnen. Eine Patientin hat ihre Klagen aufgeschrieben und mir gestattet, diese Klagen auch anderen als Hilfe weiterzugeben, so z.B. folgende Klage:

*Mein Gott,
warum bin ich jetzt so elend und glaubensarm?
Warum habe ich das Gefühl, als hättest du mir
deine Nähe,
Kraft und Hilfe entzogen?
Warum scheinst du mir jetzt so unerreichbar fern? ...*

Oder ein anderes Klagelied:

*Herr,
qualvoll ist meine Müdigkeit.
Alt, verbraucht und
lebensunfähig
fühle ich mich.*

*Ausser Angst und Verzweiflung
kenne ich keine Gefühle mehr,
es ist,
als ob ich tot wäre.*

*Mühsam und leer
reihen sich meine Tage
und Nächte aneinander.*

*Ich zweifle am Sinn
meines Lebens.
Mein Dasein ist mir
zu einer unbeschreiblich
schweren Last geworden.*

*Mit dem Unvermögen,
mein Leiden zu verstehen
und der Ohnmacht,
mich davon zu befreien,
suche ich Zuflucht bei dir.*

Hans Gottfried Klamroth hat eine Arbeit veröffentlicht über «Die Funktion der Klage für die Heilung der Depression». In dieser Arbeit schreibt er:

Menschen mit depressiver Persönlichkeitsstruktur leiden unter einem Wiederholungszwang, der sie zwingt, verlustreiche Situationen wieder aufzusuchen oder wieder herbeizuführen. Dieser Zwang ist unbewusst und wird meistens durch Bewusstmachung im Sinne von Herbeiführung von Einsicht nicht überwunden. Erst wenn diese Menschen in die Lage versetzt werden bzw. die Fähigkeit erlangen, früh erlittene Verluste zu beklagen, können sie damit aufhören, sie zu wiederholen. In einer Therapie mit chronisch depressiven Patienten ist daher auf deren neu erwachende Fähigkeit, zu klagen (und nicht nur zu «jammern»), besonders zu achten. Durch seine Bereitschaft, die Klage anzuhören, kann der Therapeut diese Fähigkeit unterstützen und

entwickeln. Dazu braucht er oft auch ein Gehör für fast lautlos und unspektakulär vorgebrachte Klagen.
(*Analytische Psychologie*, Dez. 1986.)

Neben den Kontakten in der Klinik habe ich gelegentlich auch *Kontakt mit entlassenen Patienten*. Der Vorteil solcher Kontakte besteht darin, dass ich mitunter den (ehemaligen) Patienten ganz anders erlebe als in der Klinik. So habe ich z.B. einen Patienten, den ich in der Klinik nur depressiv erlebt habe, ausserhalb der Klinik einmal manisch erlebt. Das ergab ein völlig anderes Bild. Als jener Patient dann später wieder depressiv in die Klinik kam, konnte ich ihn wesentlich besser verstehen als bei seinem ersten Klinikaufenthalt. Gelegentlich werde ich auch angerufen, und Menschen schütten ihr Herz am Telephon aus. Das kann für sie genauso hilfreich sein wie ein persönliches Gespräch. (Manchmal suchen diese Menschen auch die Anonymität. So kann es vorkommen, dass jemand am Telefon sein Leid klagt und lediglich sagt: «Ich kenne Sie von der Klinik Breitenau her.»)

Kehren wir zurück zum Anfang:

Eine Psychiatrische Klinik kommt mir manchmal vor wie ein modernes Epidauros. Eingebettet in ein Stück Natur werden den Kranken verschiedene Therapiemöglichkeiten angeboten – von Haldol bis Hallenbad, von Nozinan bis Nähstube. Innerhalb dieses Therapieangebotes hat auch die Seelsorge ihren Platz und, wie ich meine, keinen ganz unwesentlichen.

Das Geschenk der Stille

Das wohl wertvollste Geschenk der «Oxford-Gruppenbewegung», in der ich seit 1946 (und seit 1958 in deren Nachfolge-Organisation «Marburger Kreis») mitgearbeitet habe, war für mich die «Stille Zeit». Wie im zweiten Teil meiner «Erinnerungen» erwähnt, habe ich allmorgendlich «Stille Zeit» gehalten und aufgeschrieben, was mir im Hören auf Gott zu folgenden drei Fragen eingefallen ist: «Wofür habe ich zu danken?», «Wo habe ich versagt?» (bzw. «Was muss ich bekennen?») und «Was muss ich tun?».

Die dritte Frage war nicht nur für mich persönlich hilfreich, sondern sie hatte auch eine wichtige Funktion in Versammlungen, die ich leitete. Noch heute ist es mir schwer erträglich, wenn bei einer Entscheidungsfindung einfach drauflos geredet wird und die Vielredner die weniger Redegewandten «überschnurren». Wenn dagegen bei anstehenden Entscheidungen alle Anwesenden zunächst die Frage in der Stille vor Gott bedenken und ihre «Antwort» auf diese Frage aufschreiben, dann kommt jede und jeder in gleicher Weise zum Zuge – besonders, wenn *nur* das Aufgeschriebene vorgelesen wird. (Den Vielrednern ist es untersagt, noch einen Kommentar zu ihrem Aufgeschriebenen hinzuzufügen!)

Da «Stille» und «Hören» für mich von grosser Bedeutung sind, sollen zwei Texte zu diesen Themen den vierten Teil meiner Erinnerungen abschliessen:

Tempel im Gehör

Gedanken zu einem Sonett von Rainer Maria Rilke

*Da stieg ein Baum. O reine Übersteigung!
O Orpheus singt! O hoher Baum im Ohr!
Und alles schwieg. Doch selbst in der Verschweigung
ging neuer Anfang, Wink und Wandlung vor.*

*Tiere aus Stille drangen aus dem klaren
gelösten Wald von Lager und Genist;
und da ergab sich, dass sie nicht aus List
und nicht aus Angst in sich so leise waren,*

*sondern aus Hören. Brüllen, Schrei, Geröhr
schien klein in ihren Herzen. Und wo eben
kaum eine Hütte war, dies zu empfangen,*

*ein Unterschlupf aus dunkelstem Verlangen
mit einem Zugang, dessen Pfosten beben, –
da schufst du ihnen Tempel im Gehör.*

In diesem Sonett geht es ums Hören. Wir wissen heute, dass das Hören schon vor der Geburt beginnt und bis

unmittelbar an die Schwelle des Todes andauert. Noch bevor andere Sinne ihre Funktion aufnehmen, ist das Ohr schon wach. Und nachdem die anderen Sinne erloschen sind, ist das Ohr noch geöffnet. Das Ohr ist das Tor zur Seele.

Nach chinesischer Lehre gehört das Ohr zum Bereich des Yin, das heisst des aufnehmenden Weiblichen, während das Auge zum Bereich des Yang gehört, das heisst des besitzergreifenden Männlichen.

Was geschieht nun, wenn unser Ohr geöffnet ist, wenn wir hören, zuhören, horchen, «losen», lauschen? Rilke antwortet: Es wächst ein hoher Baum im Ohr, und dabei vernehmen wir den Gesang des Orpheus.

Was bedeutet diese seltsame und geheimnisvolle Sprache? Der «Baum» ist Symbol unserer menschlichen Gesamtpersönlichkeit, unseres Wesens. Wie der Baum, so sind auch wir in der Erde verwurzelt und streben dem Himmel entgegen. Rilke meint, dass diese Vereinigung zwischen Himmel und Erde im Ohr zustande kommt, das heisst dann, wenn wir hören.

Und was sollen wir hören? Den Gesang des Orpheus. Wer ist dieser Orpheus? Orpheus ist eine mythische Gestalt aus dem alten Griechenland. Er ist ein göttlicher Sänger, dessen Stimme Menschen, Tiere und Pflanzen in ihren Bann zieht und sie zu Hörenden macht. Durch den Gesang des Orpheus werden die Hörenden in der tiefsten Tiefe ihres Wesens bewegt (auch die Gestalten der Unterwelt) und in die höchsten Höhen emporgeführt. Der Gesang des Orpheus ist somit Symbol

der göttlichen Stimme, die die Schöpfung ins Dasein ruft (1. Mose 1, 3; Johannes 1, 3), beseelt und ihrem Ziel entgegenführt. Im Hören auf diese göttliche Stimme wächst der Lebensbaum seiner ewigen Bestimmung entgegen. (In der altindischen Dichtung der Bhagavad Gita ist der Baum Symbol für die Entfaltung alles Seienden aus einem gemeinsamen Urgrund. Die Wurzeln stellen diesen Urgrund dar und die Zweige die konkrete und detaillierte Verwirklichung des Seienden).

Im Lauschen auf den «Wink» der göttlichen Stimme geschieht auch in uns solches Wachstum, und das bedeutet immer «neuen Anfang» und «Wandlung». (Ein «Wink» genügt, denn kein Sinn spricht auf so geringe Impulse an wie das Ohr!). Dabei werden die noch in uns schlummernden Kräfte und Entfaltungsmöglichkeiten geweckt und vereinen sich mit dem den Kosmos durchtönenden «Gesang des Orpheus» (d. h. mit dem göttlichen Schöpfungswort).

Joseph von Eichendorff hat es einmal so ausgedrückt:

*Schläft ein Lied in allen Dingen,
die da träumen fort und fort.
Und die Welt hebt an zu singen,
triffst du nur das Zauberwort.*

Das «Zauberwort», das den Gesang in den Dingen wachruft, ist die Liebe und mit ihr das liebevoll lauschende Ohr, das sich dem Lied der Schöpfung öffnet und es in sich aufnimmt.

Aber die ungeweckten Kräfte in Gottes Schöpfung schlummern nicht nur, sondern sie leiden auch und sehnen sich nach ihrer Auferweckung und nach ihrer Erlösung aus dem Gefängnis (Römer 8, 22–23).

In einem japanischen Shinto-Gedicht heisst es:

*In jedem Menschenherzen
zu allerinnerst
weint ein Gefangener
in unnennbarer Traurigkeit.*

Das «Zauberwort» der Liebe verleiht dieser namenlosen Traurigkeit einen Namen und eine Melodie, die in den göttlichen Gesang einmündet, sich mit ihm vereint und das, was gefangen ist, in die Freiheit führt. Unsere Seele gleicht dem König Richard Löwenherz, der als Gefangener in einem unbekannten Kerker sass. Nach der Legende zog sein Sänger Blondel von Burg zu Burg und sang vor den Kerkerfenstern das Lieblingslied des Königs. Als er schliesslich zu dem Kerker kam, in dem Richard Löwenherz gefangen lag, da stimmte der König in der Tiefe des Kerkers in dieses Lied mit ein, und es vereinte sich durch das Kerkerfenster hindurch mit der Stimme des Sängers. Dies führte zur Befreiung des Königs.

Im Lauschen auf die göttliche Stimme, die auch unser Lieblingslied singt (d. h. die Melodie, die unserer Seele entspricht), öffnet sich die Tiefe unserer Seele und lässt den Gefangenen mit einstimmen in das befreiende Lied.

Rilke drückt dies so aus: Im Hören auf das Lied des göttlichen Sängers kommen Tiere, die sonst mit «List» und «Angst» im chaotischen Dickicht des Unbewussten röhren, schreien und brüllen, als «Tiere der Stille» aus dem «klaren gelösten Wald» hervor und werden zu Wachstumskräften für den «Baum im Ohr». Das Ohr wird zum Tor der Seele. Bewusstes und Unbewusstes begegnen sich im lauschenden Ohr, das damit zum Ort der Vereinigung und der Ganzheit wird.

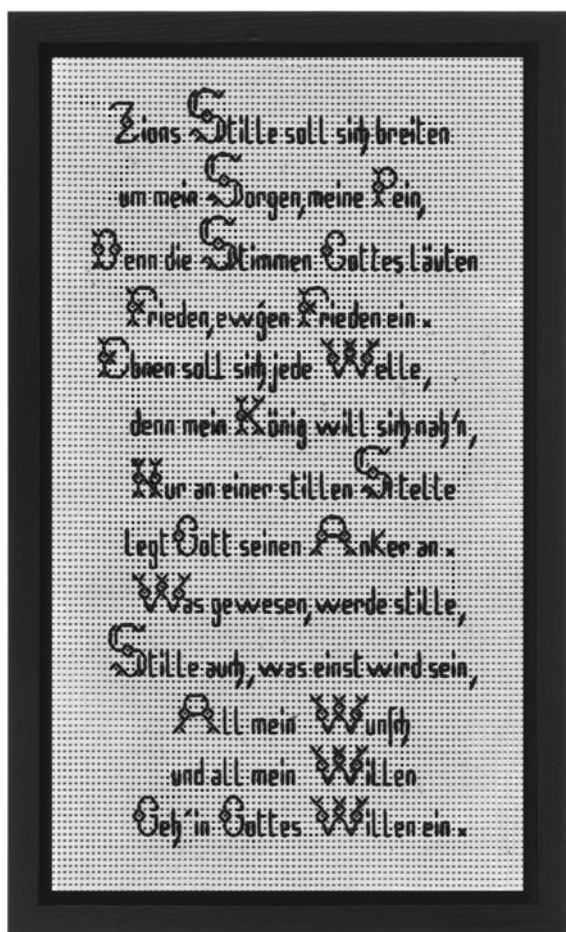
Rilke meint, es entstehe ein «Tempel im Gehör». Das heisst, dass Gott selber zusammen mit den Tieren und mit dem wachsenden Baum im «Gehör» Wohnung nimmt.

Eine altchristliche Legende erzählt, dass Maria das göttliche Kind durch das Ohr empfangen habe. Das ist einleuchtend, wenn wir uns daran erinnern, dass der Gottessohn im Johannes-Evangelium als das «Wort» bezeichnet wird. Wo anders könnte das Wort aufgenommen werden als im Ohr?

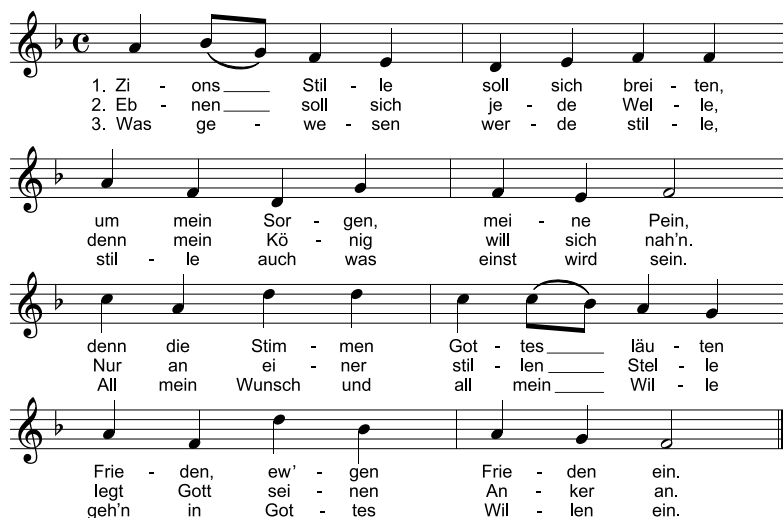
Das meint auch Paulus von Tarsus, wenn er schreibt, dass unsere Vereinigung mit Gott (= der «Glaube») durch das «Hören» zustande kommt (Röm 10, 17). Und dort, wo wir mit Gott vereinigt sind, erwacht unsere Seele zu ihrem eigentlichen Leben. Der Prophet ruft uns deshalb zu: «Höret, so wird eure Seele leben! (Jes 55, 3). Das «Gehör» wird zum Tempel, in dem Gott Wohnung nimmt. Wie gross ist das Geheimnis des Hörens: Gott selber nimmt Wohnung im Gehör!

Zions Stille

In unserer «guten Stube» im Edenkobener Pfarrhaus hing links neben dem Buffet in einem schlichten Rahmen ein Gedicht, das meine Mutter besonders liebte. Sie hat es mit eigener Hand auf einen Karton gestickt und gerahmt:



Dieses Gedicht hat sich mir tief eingeprägt. Immer wieder taucht es aus der Tiefe meiner Seele auf – verbunden mit einer Melodie, die ich innerlich (und manchmal auch äusserlich) singe:



1. Zi - ons Stil - le soll sich brei - ten,
 2. Eb - nen soll sich je - de Wel - le,
 3. Was ge - we - sen wer - de stil - le,

um mein Sor - gen, mei - ne Pein,
 denn mein Kö - nig will sich nah'n.
 stil - le auch was einst wird sein.

denn die Stim - men Got - tes läu - ten
 Nur an ei - ner stil - len Stel - le
 All mein Wunsch und all mein Wil - le

Frie - den, ew' - gen Frie - den ein.
 legt Gott sei - nen An - ker an.
 geh'n in Got - tes Wil - len ein.

*Mit diesem Lied grüsse ich Euch,
 liebe Leserinnnen und Leser dieses Buches
 und wünsche Euch Freude und Gelassenheit
 auf Eurer inneren und äusseren Lebensreise.*

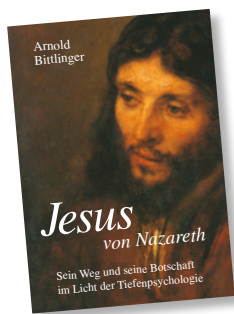
Euer Arnold Bineinger

**Erinnerungen von Arnold Bittlinger:
komplette Serie kostenlos zum Download**

www.metanoia-verlag.ch/erinnerungen



Weitere Veröffentlichungen von Arnold Bittlinger



Jesus von Nazareth – Sein Weg und seine Botschaft
Ein Grund für den grossen Einfluss, den Jesus von Nazareth bis heute auf so viele Menschen ausübt, ist sicherlich die Tatsache, dass er ein unvergleichlicher Weisheitslehrer war, der eine befreiende und beglückende Botschaft verkündigt hat. Darüber hinaus ist jedoch der Weg, den Jesus gegangen ist, Modell und Vorbild unseres Weges. Die vorliegende Schrift zeigt wesentliche Schritte, die den Weg Jesu charakterisieren und die auch von uns nachvollzogen werden können. Zahlreiche Bilder – meist von Rembrandt – illustrieren den Weg und die Botschaft Jesu.
57 Seiten, brosch., ISBN 3-907038-85-1



Sehnsucht nach den Engeln
Zugänge zu einer geheimnisvollen Wirklichkeit
Gespräche mit Engeln, Meditationen der vier Erzengel und klar angeleitete Symboltänze eröffnen Zugänge zu einer geheimnisvollen und doch so nahen Welt. Die vielen Bilder und die zum Buch gehörende CD mit Saitenspiel unterstützen den Erlebnischarakter dieses ganz besonderen Engelbuches.
220 Seiten, ISBN 3-466-366-28-3, Kösel-Verlag



Die Gotteserfahrung des Hiob
«Wie passen Gottes Allmacht und menschliches Leiden zusammen?» Mit dieser Frage ringt das Buch Hiob wie kein anderes Buch der Bibel. Es gibt sich nicht mit vorschnellen Antworten zufrieden, sondern versucht, zum Kern des Problems vorzudringen.
48 Seiten, ISBN 3-907038-83-5



Metanoia-Verlag

www.metanoia-verlag.ch

Weitere Veröffentlichungen von Arnold Bittlinger



Wein und Weinbau in der Bibel

und in ihrer Umwelt

Himmel und Erde, Gott und Mensch sind in der Bibel nicht voneinander getrennt. Wein und Weinbau sind in der Bibel nicht nur in der alt-orientalischen und hellenistischen Umwelt eingebunden, sondern auch in der göttlichen Wirklichkeit.

125 Seiten, ISBN 3-907038-73-8



Es war einmal ... – Grimms Märchen im Licht von Tiefenpsychologie und Bibel

In seinen tiefenpsychologischen Märchendeutungen zeigt Arnold Bittlinger, dass uns in den Märchen und in der Bibel dieselbe Wirklichkeit begegnet – wenn auch die Bilder verschieden sind. Der Autor nimmt die Leserin und den Leser mit hinein in die wundersame Welt der menschlichen Seele und in das Abenteuer der inneren Reise.

157/150/159/144 Seiten,

ISBN 978-3-907038-63-5/64-2/65-9/66-6

So heilen Schamanen

Schamanistische Heilungen im Licht von Bibel und Psychotherapie

In unserer Zeit ist die Frage nach 'alternativen' Krankenheilungen neu aufgebrochen. Dabei werden auch die uralten Erfahrungen der «Schamanen» neu entdeckt. Der Autor zeigt interessante Parallelen zwischen schamanistischen Heilungen, biblischen Heilungsberichten und den Erfahrungen der heutigen Psychotherapie.

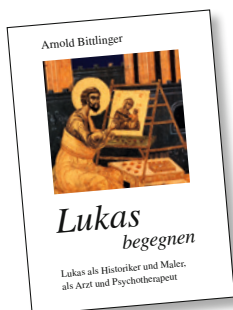
48 Seiten, **PDF-Datei kostenlos herunterladbar**



Metanoia-Verlag

www.metanoia-verlag.ch

Weitere Veröffentlichungen von Arnold Bittlinger



Lukas begegnen

*Lukas als Historiker und Maler,
als Arzt und Psychotherapeut*

Beim 50-jährigen Jubiläum der Lukaskirche in Ludwigshafen am Rhein erzählt der Autor engagiert und anschaulich anhand von Texten und Bildern aus dem Lukasevangelium von seiner Begegnung mit Lukas, dem Historiker, Maler, Arzt und Psychotherapeuten. Eine faszinierende Schrift.

24 Seiten, PDF-Datei kostenlos herunterladbar



Selbsterfahrung und Gotteserfahrung

Der bekannte Bibelausleger Arnold Bittlinger versteht es, biblische Texte so zu deuten, dass sie auch zu Menschen sprechen, die bisher keinen Zugang zur Bibel gefunden haben. Dies gilt auch für die Deutung dieses Gleichnisses. Sie zeigt, dass Gotteserfahrung und Selbsterfahrung unlöslich miteinander verbunden sind. 47 Seiten, ISBN 978-3-907038-77-2



Das Vaterunser

*erlebt im Licht von Tiefenpsychologie
und Chakrenmeditation*

Tiefenpsychologisch gedeutet und erlebt in der Chakrenmeditation, werden die Vaterunser-Rufe zur Erfahrung einer körpernahen Religiosität, die der Erde und dem Himmel verbunden ist. Öffnet die tiefenpsychologische Deutung das Herz für den umfassenden Reifungsweg in diesem Text, so verbindet die Zuordnung der Vaterunser-Bitten zu den sieben menschlichen Energiezentren (den Chakren) Körper, Erde und Geist. All dies bleibt nicht Theorie: Jeder Vaterunser-Aussage sind Meditationen zum übenden Nachvollzug beigelegt.

131 Seiten, ISBN 978-3-905827-20-0



Metanoia-Verlag

www.metanoia-verlag.ch

Arnold Bittlinger

Dr. Arnold Bittlinger (Jg. 1928) ist Analytischer Psychologe und Theologe. Nach Tätigkeiten in der Jugend- und Gemeindegemeinschaft und im Weltkirchenrat zu Genf wirkte er als Dozent am C.G. Jung-Institut Zürich, als Kursleiter bei den Tagungen der Internationalen Gesellschaft für Tiefenpsychologie und als Psychotherapeut in Schaffhausen und Zürich.

Arnold Bittlinger ist Autor einer Vielzahl weitverbreiteter, in zahlreiche Sprachen übersetzter Publikationen.



ISBN 978-3-905827-34-7